

Rezensionen

Geschichte im Rundumblick. Panoramabilder im östlichen Europa. Hrsg. v. Arnold Bartetzky und Rudolf Jaworski. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 2014. 213 S., 110 Abb. = Visuelle Geschichtskultur, 11. ISBN: 978-3-412-22147-8.

Totgesagte leben länger – dieses Bonmot lässt sich gelegentlich auch auf aus der Mode gekommene Kunstformen anwenden. Für das Panorama gilt dies gleich in doppeltem Sinne: Über die Kunstgeschichte hinaus haben die historischen Wissenschaften seit einigen Jahren die großen Rundbilder als zeitspezifische Artefakte entdeckt, deren Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte Aufschlüsse über soziokulturelle und politische Zusammenhänge des 19. Jahrhunderts zu geben vermögen. Zugleich gibt es eine praktische Renaissance des Panoramas als publikumswirksame Attraktion, denkt man etwa an die florierenden „Panometer“ des Künstlers Yadegar Asisi, der seine computergraphische Panoramenerstellung zu einem mittelständischen Unternehmen ausgebaut hat.

So war die Jahrestagung *Geschichte im Rundumblick* des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig vom November 2012, die der vorzustellende Band dokumentiert, einem zugleich historischen und aktuellen Bildmedium gewidmet. Der Fokus auf die Panoramaproduktion des östlichen Europa, die eine verhältnismäßig späte und kurze Blüte an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert erlebte, soll Anregungen liefern, eine Lücke der bisherigen Forschung zu schließen, wie die beiden Herausgeber erläutern. Auf deren Einführungsbeiträge über die Entwicklung des panoramatischen Rundbilds und seine geschichtspolitischen Verwendungen in Ost- und Ostmitteleuropa folgen fünf Fallstudien zu markanten, in der Zeit um 1900 entstandenen Schlachtenpanoramen aus der Region. Vier weitere Beiträge thematisieren Beispiele für die geschichtspolitisch motivierte Wiederbelebung des Genres im Sozialismus sowie in der Türkei der Gegenwart. Ein abschließender kurzer Text von WERNER TELESKO bie-

tet ein Resümee aus kunsthistorischer Sicht.

Das Panorama war nach Begriff und Sache eine Erfindung des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Es kehrte den altvertrauten Blick in den Guckkasten um, indem es den Betrachter in das Zentrum eines mit Mitteln der Illusionismalerei geschaffenen, rundum geschlossenen Raums versetzte. Dessen naturalistische Wirkung wurde mit einem dem gemalten Bild vorgelagerten *faux terrain* noch gesteigert. Panoramen waren kostspielige Unternehmungen, oft von eigens gegründeten Aktiengesellschaften finanziert und auf Gewinngenerierung ausgerichtet. Deshalb suchten sie für ein Massenpublikum attraktiv zu sein, was sie nicht zuletzt von der Tafelmalerei absetzte, bei der die Bildbetrachtung meist ein soziales Privileg blieb. Die bevorzugten Panoramemotive waren Stadtansichten, Landschaften und Bibelszenen, daneben traten alsbald historische Themen wie insbesondere Schlachten. Nach einem vorübergehenden Nachlassen des Interesses um die Jahrhundertmitte kam es zu einer letzten Panoramakonjunktur, als der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 in Frankreich und im Deutschen Reich das Thema für eine ganze Anzahl von Panoramen lieferte. Bald nach 1900 trat jedoch das Großrundbild seine Popularität an den Kinematographen ab. Brachte ein Panorama nicht mehr die erwartete Dividende, wurde es meist von den Betreibern zerstückelt und die zugehörige Ausstellungsrotunde zerstört. Weitere Panoramen gingen während der beiden Weltkriege verloren, so dass heute weltweit nur noch etwa 25 Werke dieser Art aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert erhalten sind, davon einige gerade im östlichen Europa.

Während die Kunstform in Mittel- und Westeuropa bereits auf dem Rückzug war, wurde sie im östlichen Europa erst entdeckt. Die Panoramen entstanden hier häufig entweder auf Initiative patriotischer Vereine oder unter der Regie des Staates, so dass der kommerzielle Zweck hinter den der patriotischen Erziehung und nationalen Identitätsbildung zurücktrat. Der direkte Anlass waren oft größere Landes- und Fachausstellungen oder der

runde Jahrestag einer als Schlüsselereignis der Nationalgeschichte erachteten Begebenheit, zumeist einer siegreichen Schlacht. Anders als die Panoramen im westlichen Europa, die zur Gewinnsteigerung auf Tournee geschickt wurden, waren die ost- und ostmitteleuropäischen oft an einem bestimmten Ort fest installiert.

Die Fallstudien beschreiben mit je unterschiedlicher Schwerpunktsetzung Anlässe, Planung, Ausführung, kritische Rezeption und spätere Peripetien (Verbleib, Restaurierung und Wiedereröffnung) von Panoramagemälden, die bis heute erhalten sind. Die gewählten Beispiele sind die für die Galizische Landesausstellung 1894 in Lemberg entstandene *Schlacht bei Raclawice*, jetzt in Wrocław (Breslau) zu sehen (ANNA BAUMGARTNER); der *Einzug der Ungarn*, eröffnet 1894 und entstanden anlässlich der ungarischen Millenniumsfeier von 1896, seit 1995 zu besichtigen in Ópusztaszer (ROBERT BORN und ORSOLYA HEINRICH-TAMÁSKA); das 1898 entstandene Panorama der *Schlacht bei Lipany* (MICHAELA MAREK); die *Schlacht am Bergisel* von 1896 (SUSANNE GURSCHLER); schließlich die anlässlich des hundertsten Jahrestags der napoleonischen Invasion in Moskau eröffnete *Schlacht bei Borodino* (KONSTANTIN TSIMBAEV). Bei allen Parallelen der national- und identitätspolitischen Intentionen zeigen die Fallbeispiele doch auch bezeichnende Eigenheiten und Unterschiede. Wie Michaela Marek herausarbeitet, war die keineswegs unumstrittene Wahl der Schlacht von Lipany (1434) als vernichtende Niederlage des radikalen, taboritischen Flügels der Hussitenbewegung ein impliziter Kommentar zur Spaltung der tschechischen Nationalbewegung und ein Aufruf zur Einheit. Das Bergiselpanorama feierte nicht nur die Dritte Bergiselschlacht als ephemären Sieg des schließlich doch niedergeschlagenen Tiroler Aufstands von 1809, sondern bewarb zugleich gezielt Innsbruck und seine malerische Umgebung als attraktives Ziel des aufkommenden Alpentourismus. Bei der Darstellung der Schlacht von Borodino war nicht nur die Leistung der russischen Armee hervorzuheben, sondern auch eine gewisse diplomatische Rücksicht auf Frankreich zu nehmen, das mit Russland in der Entente verbün-

det war; daher schien die Wahl einer mit einer Pattsituation beendeten Schlacht naheliegend.

Eine Gemeinsamkeit der vorgestellten Panoramen besteht darin, dass sie durch ihre Rezeptionsgeschichte von nationalen Weihe- und Gedenkstätten in Erinnerungsorte eigenen Gewichts verwandelt wurden. Das ist nicht allein auf die veränderten Sehgewohnheiten der jüngeren Generationen zurückzuführen, sondern auch darauf, dass Erhalt, Restauration und Wiedereröffnung der Werke oft gegen Widerstände oder Bedenken aus der sozialistischen Partei- und Staatsführung durchzusetzen waren und deshalb rückblickend als genuin nationale oder oppositionelle Leistung verstanden werden. Das gilt besonders für das Raclawice-Panorama, das immerhin einen der wenigen polnischen Siege über eine russische Armee zum Gegenstand hat. Mit bestimmten Akzentverschiebungen trifft das selbst noch auf diejenigen Panoramen zu, die erst in sozialistischer Zeit und auf ausdrückliche Initiative der Staatsführung hin geschaffen wurden, so das Panorama der Schlacht von Stalingrad im heutigen Volgograd (ROSALINDE SARTORI) oder das in einer gemeinsamen sowjetisch-bulgarischen Kraftanstrengung zur Jahrestagfeier der Befreiung Bulgariens von osmanischer Herrschaft geschaffene Panorama der Schlacht bei Pleven von 1877 (NIKOLAJ VUKOV). Dessen Besonderheit besteht darin, dass es sich exakt an dem topographischen Punkt befindet, auf dem der Betrachter des Rundbilds innerhalb des dargestellten Raums steht. Unter allen in dem Band behandelten Werken nimmt das von THOMAS TOPFSTEDT beschriebene Bauernkriegspanorama in Bad Frankenhausen insofern eine Sonderstellung ein, als es auf ausdrücklichen Wunsch seines Schöpfers Werner Tübke nicht mehr illusionistisch ein Einzelereignis abbildet, sondern künstlerisch und kunsthistorisch beziehungsreich gleich das ganze Zeitalter der für die Geschichtspolitik der DDR konstitutiven „frühbürgerlichen Revolution“ collagiert. An dieser Stelle hätte sich der Rezensent gewünscht, Topfstedt hätte die – im Anschluss an einen von Max Damus entlehnten Begriff – gestellte Frage nach der „Nobilitierung des Herrschafts-

systems“ durch Tübkes Werk nicht allein anhand der ihm von der SED-Führung zugeschriebenen Inhalte und Absichten bejaht, sondern auch aus kunsthistorischer Sicht werkimmanent überprüft.

Mit einem reportageartigen Text KARL KASERS zum Istanbul Panorama der Eroberung Konstantinopels im Jahre 1453 wird die Reihe der Fallbeispiele geschlossen. Dieses letzte und aktuellste Exempel scheint den Zweck des Panoramas zu seinem Ausgangspunkt zurückzuführen. Denn obwohl das Rundbild die geschichtspolitisch manifeste Absicht verfolgt, osmanische in eine national-türkische Geschichte umzudeuten und zugleich einer in der *global city* Istanbul nicht wirklich beheimateten Bevölkerung aus anatolischen Zuwanderern ein Identifikationsangebot zu machen, überwiegt doch, so Kaser, eindeutig die Wirkung einer multimedialen, nämlich zusätzlich mit audiovisuellen Effekten ausgestatteten Vergnügsstätte, die sich vorwiegend an ein jugendliches Publikum richtet.

Nicht nur dieses Beispiel zwingt zumindest zu einer Differenzierung der These, es handle sich beim monumentalen Rundbild heute um ein entschieden antiquiertes Medium, dessen geschichtsdidaktische Aufgaben längst von den bewegten Bildern und neuerdings besonders den historischen Computerspielen übernommen worden sei (TSIMBAEV, S. 160). Vielmehr zeigen gewisse Krisenphänomene computeranimierter Großproduktionen wie etwa die Rückkehr zu 3-D-Experimenten, dass Strategien der visuellen Überwältigung irgendwann an die Grenze der Wahrnehmungsfähigkeit des Auges stoßen. Insofern ist das Rundbild mit seiner Möglichkeit, auf dem Detail zu verweilen und die „Dichotomie von Überblick und Fokus“ auf sich wirken zu lassen (TELESKO in Anlehnung an Nic Leonhardt, S. 207), heute eher ein komplementäres Angebot als eine bloße nostalgische Reminiszenz. Auch das erklärt vielleicht den überraschenden Publikumserfolg der Asisi-Panoramen.

Andreas R. Hofmann, Leipzig

ALLA A. SAL'NIKOVA / DILJARA M. GALIULLINA: Tatarskaja „Alifba“. Nacional'nyj bukvar' v mul'tikul'turnom prostranstve (konec XIX – načalo XXI vv.) [Die tatarische „Alifba“. Eine nationale Schreibfibel im multikulturellen Raum (Ende 19. – Anfang 21. Jh.)]. Moskva: NPB im. K. D. Ušinskogo, 2014. 260 S., 81 Abb. = ISBN: 978-5-902184-17-1.

Mit diesem Band legen die Autorinnen meines Wissens die erste Studie vor, welche die Entwicklung von Schreibfibeln in tatarischen Schulen vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart systematisch analysiert. Neben dem Material für Elementarschulen berücksichtigen Sal'nikova und Galiullina übrigens auch Fibeln, die in den zwanziger Jahren im Zuge der Kampagnen zur Beseitigung des Analphabetentums für Erwachsene konzipiert wurden.

Hat man sich einmal durch das etwas übertheoretisierte Einleitungskapitel durchgearbeitet, bietet das Buch eine gut dokumentierte und kontextualisierte chronologische Übersicht

über die Entwicklung der tatarischen Fibeln. Die Autorinnen informieren gleichermaßen über die schul- und religionsgeschichtlichen Zusammenhänge wie über die technischen Voraussetzungen der Schulbuchproduktion, stellen die wichtigsten Autoren und Autorinnen vor und analysieren Text und Illustrationen. Neben der Entwicklung der Methodik ist vor allem Auswahl und Zusammenstellung des Anschauungsmaterials aufschlussreich: In der vorrevolutionären Reformepoche (ca. 1900 bis 1917) treten allmählich säkulare Inhalte neben die religiösen, vor allem werden gesellschaftliche Werte und Verhaltensnormen vermittelt. Wie die Autorinnen belegen, nimmt die Komplexität der virtuellen Welt, die die Fibeln skizzieren, im 20. Jahrhundert kontinuierlich zu. Nach der Oktoberrevolution findet zunächst eine soziale Differenzierung und ethnische Kontextualisierung statt, gefolgt von einer Sowjetisierung.

Besonders instruktiv ist die detaillierte Analyse des Bildmaterials. Aufgrund technischer Schwierigkeiten und auch des islamischen Bil-

derverbotts boten viele vorrevolutionäre Fibeln vor allem Texte, nur wenige Ausgaben waren, den Forderung zeitgenössischer Bildungsreformen folgend, aufwendiger illustriert. In der Sowjetzeit hielten nicht nur die Symbolik des neuen Regimes, sondern auch innovative Darstellungsformen Eingang in das tatarische Schulbuch, wie sich anhand des Textes und der etwa 80, teils farbigen Abbildungen des Anhangs gut nachvollziehen lässt.

Ebenfalls positiv hervorzuheben ist, dass die Autorinnen in ihrer Darstellung auch eine komparative Ebene einbeziehen. Im Vergleich zu russischen Fibeln, die offensichtlich schon seit dem 19. Jahrhundert für tatarische Autoren Vorbildcharakter hatten, veränderten sich die tatarischen Schulbücher in technischer und inhaltlicher Hinsicht langsamer. Moderne Produktionsverfahren kamen später zum Einsatz, Texte und Bilder reproduzierten länger eine konservative Weltsicht. Und das dörfliche Leben bildete länger den Referenzrahmen. Bis in

die zwanziger Jahre war die Entwicklung von einem gewissen Maß an Kontinuität geprägt, welche nicht zuletzt durch die zweimalige Umstellung des Alphabets zu Ende der zwanziger und der dreißiger Jahre unterbrochen wurde.

Insgesamt liefern Sal'nikova und Galiullina damit eine willkommene Ergänzung zur russischen Bildungsgeschichte und internationalen Textbuchforschung. Darüber hinaus bietet das Buch durch die serielle Analyse banaler Massenquellen einen hervorragenden Einblick in die Entwicklung kollektiver Werte und Normen einer muslimischen Nationalität in Russland über die Umbrüche des 20. Jahrhunderts hinweg und ergänzt monumentale Werke wie Catriona Kellys Geschichte der Kindheit in Russland (*CATRIONA KELLY: Children's World: Growing Up in Russia, 1890–1991*. London, New Haven: Yale University Press, 2007) um eine nichtrussische Dimension.

Christian Noack, Amsterdam

ELVIRA GRÖZINGER / MAGDALENA RUTA: *Under the Red Banner. Yiddish Culture in the Communist Countries in the Postwar Era*. Wiesbaden: Harrassowitz, 2008. 268 S. ISBN: 978-3-447-05808-7.

ADAM MICHNIK: *Przeciw antysemityzmowi 1936–2009 [Gegen den Antisemitismus 1936–2009]*. 3 Bände. Kraków: Universitas, 2010. 3119 S. ISBN: 978-83-242-1363-4.

HANS-CHRISTIAN PETERSEN / SAMUEL SALZBORN (Hrsg.): *Antisemitism in Eastern Europe. History and Present in Comparison*. Frankfurt: Lang, 2010. 245 S. = *Politische Kulturforschung*, 5. ISBN: 978-3-631-59828-3.

In den drei vorliegenden Sammelbänden geht es um die Geschichte der Juden und des Antisemitismus in Polen bzw. in anderen osteuropäischen Ländern. Der Sammelband *Under the Red Banner* beschäftigt sich mit der jüdischen Kultur in den kommunistischen Ländern der Nachkriegszeit. Der Schwerpunkt liegt auf Polen. Ein Großteil der Aufsätze ist zuvor auf

Polnisch im Austeria-Verlag unter dem Titel *Nusech Pojln* erschienen.

In seinem einleitenden Aufsatz gibt JAFF SCHATZ einen Überblick über die Thematik des Bandes. Er beschreibt, wie in Polen nach dem Krieg versucht wurde, wieder ein jüdisches Leben aufzubauen. Die Ergebnisse dieser Bemühungen waren beachtenswert: 1948 gab es über 30 jüdische Schulen mit über 3.000 Schülern, 20 jüdische Sportclubs, zwei jüdische Theater, einen Buchverlag, das Jüdische Historische Institut, die jüdische Gesellschaft der schönen Künste und die Vereinigung der jüdischen Schriftsteller und Journalisten. In den jüdischen Genossenschaften arbeiteten 1949 etwa 12.000 Arbeiter. Mit der anhaltenden Emigration jüdischer Polen ging die Anzahl und Bedeutung dieser Einrichtungen jedoch immer weiter zurück. So gab es Mitte der 60er Jahre nur noch fünf jüdische Schulen (S. 15–16).

Diejenigen, die in Polen blieben, assimilierten sich zunehmend. Sie gaben ihren Kindern keine jüdischen Vornamen mehr und brachten ihnen auch kein Jiddisch mehr bei. Zugleich

wurden polnische Traditionen adaptiert: In vielen Familien feierte man etwa Namenstage und machte zu Weihnachten Geschenke oder stellte einen Weihnachtsbaum auf (S. 21).

Das Scheitern der Wiederaufbauversuche der jüdischen Kultur im Nachkriegspolen hatte neben Antisemitismus, Emigration und Assimilation auch etwas mit der staatlichen Politik zu tun. BOŻENA SZAYNOK beschreibt in ihrem Aufsatz die Politik der Arbeiterpartei gegenüber der jüdischen Minderheit in den stalinistischen Jahren 1949 bis 1953. Für die jüdischen Einrichtungen bedeutete der Beginn dieser Phase das Ende ihrer zuvor bestehenden Autonomie. Die Finanzierung der jüdischen Institutionen mit westlichen Geldern wurde nicht mehr erlaubt, die zionistischen Parteien verschwanden ebenso wie das *Zentralkomitee der Juden in Polen* (*Centralny Komitet Żydów w Polsce – CKŻP*), an dessen Stelle die von der Partei stärker kontrollierte *Soziokulturelle Vereinigung der Juden in Polen* (*Towarzystwo Społeczno-Kulturalne Żydów w Polsce – TSKŻ*) trat. (S. 32).

Weitere Beiträge in dem Sammelband sind einzelnen jüdischen Einrichtungen in Polen gewidmet. In einem Aufsatz geht es um die jüdischsprachige Zeitung *Folks-Sztyme*, die zusammen mit dem weniger bedeutenden *Birobidżaner Sztetn* die einzige jüdische Zeitung im ganzen Ostblock darstellte. Weitere Beiträge behandeln die polnischsprachigen Beilage der *Folks-Sztyme* *Nasz Głos* (Unsere Stimme), die Jüdischen Theater in Rumänien und Polen, die jüdische Gesellschaft für die schönen Künste in Polen sowie das Schaffen der jüdischen Schriftsteller.

Besonders beachtenswert war der Verlag *Idisze Buch*, über den JOANNA NALEWAJKO-KULIKOV schreibt. In diesem Verlag erschienen zwischen 1947 und 1968 etwa 350 Titel; Anfang der 50er Jahre waren es nahezu 30 jährlich (S. 111). Das Verlagsprogramm umfasste Bücher jüdischer Schriftsteller wie Szolem Alechem, Icchak Lejbusz Percec, Dawid Sfarid oder Julian Tuwim (in Übersetzung), und jüdischer Historiker wie Emanuel Ringelblum, Ber Mark oder Artur Eisenbach, aber auch Texte Stalins oder Lenins auf Jiddisch. Mit der antisemitischen Kampagne 1968 wurde der

Verlag eingestellt (S. 120–121).

Alles in allem ist es sehr interessant, wie vielfältig sich das jüdische kulturelle Leben in Polen nach dem Holocaust entwickeln konnte. Der Sammelband *Under the Red Banner* hat einen wichtigen Beitrag dazu geleistet, dies zu erforschen. Er kann als Standardwerk angesehen werden.

Ebenso unverzichtbar für alle, die sich mit jüdisch-polnischen Themen beschäftigen, ist der zweite Sammelband. In einem dreibändigen Kompendium hat ADAM MICHNIK weit über 300 *Texte gegen den Antisemitismus* aus der Zeit von 1936 bis 2009 versammelt. Es handelt sich sowohl um Zeitungsartikel, Essays und wissenschaftliche Aufsätze als auch um Gedichte und Satiren, sowie um politische Reden und Hirtenbriefe. Alle Texte sind chronologisch in Hinsicht auf das Ereignis, auf das sie sich beziehen, geordnet, sowie mit Quellenangabe und einer kurzen Autoreninformation versehen. Auf eine Edierung hat Michnik allerdings verzichtet; er beschränkt sich auf die reine Dokumentation, die auch schon wertvoll genug ist. Dieses Werk erspart Interessierten nicht nur das mühsame Suchen einzelner Beiträge in Bibliotheken, sondern ermöglicht es auch, sich einen Überblick über einzelne Debatten oder Zeitabschnitte zu verschaffen.

Michnik will mit der von ihm herausgegebenen Anthologie belegen, dass die Polen den Antisemitismus „nicht mit der Muttermilch aufgesogen“ hätten, wie er gleich zu Beginn selbst schreibt (S. V). Zugleich bedauert er die fortwährende Existenz des Antisemitismus in Polen und verweist auf Texte in seiner Sammlung, die etwa mit dem Stereotyp der jüdischen Kollaboration mit dem sowjetischen Besatzer 1939 oder der jüdischen Beteiligung am Sicherheitsapparat (UB) in der stalinistischen Phase aufräumen. (S. XI–XII)

Der erste der drei Bände dieser Textsammlung umfasst die Zeit bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Hier geht es um den Vorkriegsantisemitismus in Polen sowie um das schwierige polnisch-jüdische Verhältnis zur Zeit der Besatzung. Zu lesen sind unter anderem Texte von Władysław Bartoszewski, Jan Tomasz Gross, Beiträge der polnischen Unter-

grundpresse und Gedichte von Czeslaw Miłosz.

Der zweite Band enthält Beiträge zur Zeit der Volksrepublik. Hier werden die antisemitische Gewalt der Nachkriegszeit, die antisemitische Welle des Jahres 1956 sowie die antisemitische Kampagne von 1968 thematisiert. In zwei weiteren Kapiteln finden sich die Debattenbeiträge der 70er und 80er Jahre. Enthalten ist der berühmte Text *Die armen Polen schauen aufs Ghetto* von Jan Błoński, der bedeutende Essay Aleksander Smolars *Tabu und Unschuld*, ein Artikel Leszek Kolakowskis zum Antisemitismus aus dem Jahre 1956, sowie Texte von Tadeusz Mazowiecki, Henryk Grynberg, Krystyna Kersten, Maria Hirszowicz, Jan Józef Lipski oder Stanislaw Krajewski.

Der dritte Band hat schließlich die Zeit nach 1989 zum Gegenstand. Er enthält Texte von Marcin Kula, Feliks Tych, Alina Cała, Zygmunt Bauman, Jerzy Jedlicki, Stanislaw Musiał, Ireneusz Krzemiński und vielen anderen. In ihm finden sich die Geschichtsdebatten der letzten 20 Jahre wieder. Dazu zählt vor allem die Kontroverse um den Mord in Jedwabne oder die Diskussion um die Kreuze von Auschwitz. Wie sich zeigt, war die Diskussion um das jüdisch-polnische Verhältnis im Zweiten Weltkrieg für die Zeit nach 1989 prägend, und sie bestimmt auch diesen Band.

Im dritten Sammelband geht es ebenfalls um Antisemitismus. Die hier versammelten Beiträge sind allerdings anders als bei den Michnik-Bänden nicht auf Polen beschränkt. Die Autoren des Buches *Antisemitism in Eastern Europe* gehen der Geschichte des Antisemitismus in Polen, Tschechien, Ungarn, Jugoslawien, Lettland, Litauen, der Sowjetunion/Russland und Rumänien nach. Dabei bekommt der Leser für die einzelnen Länder einen sehr guten Überblick über die Entwicklungslinien des Antisemitismus und der Politik der jeweiligen Staaten gegenüber der jüdischen Minderheit.

Immer wieder vergleichen die Autoren die Ereignisse in dem von ihnen behandelten Land mit dem, was in den anderen osteuropäischen Staaten geschah. Allerdings fehlt es an einem zusammenfassenden Vergleich. Wer sich fragt, warum sich der Antisemitismus in einigen Län-

dern parallel und in anderen Ländern abweichend entwickelte, erhält darauf keine Antwort. Es bleibt dem Leser überlassen, eine Synthese aus den einzelnen Beiträgen zu ziehen. Hier gibt es für die künftige Forschung noch einiges zu tun.

Betrachtet man beispielsweise im Querschnitt, was aus dem Band über den Antisemitismus in den osteuropäischen Ländern in der Epoche der kommunistischen Regime entnommen werden kann, so ergeben sich auffällige Gemeinsamkeiten, aber auch bedeutende Unterschiede zwischen den behandelten Staaten. Eine Gemeinsamkeit ist, dass in mehreren Ländern – etwa in Polen, Litauen, der Sowjetunion oder Rumänien – im Antisemitismus die Identifizierung der Juden mit dem Kommunismus eine wichtige Rolle spielte (S. 18, 157, 181, 210). Während diese Form des Antisemitismus aus der politischen Rechten stammte, war es für die kommunistischen Parteien typisch, dass sich Antisemitismus und Antizionismus miteinander vermischten. Einen Einschnitt dafür stellte das Jahr 1967 dar, als nach dem Sechstagekrieg viele osteuropäische Länder ihre diplomatischen Beziehungen zu Israel abbrachen.

Unter den antisemitischen Ereignissen in den osteuropäischen Ländern zur Zeit des Kommunismus ragten einerseits antisemitische Prozesse in der Sowjetunion, in der ČSSR und in Rumänien sowie andererseits die mörderische Gewalt in Polen in den unmittelbaren Nachkriegsjahren heraus (S. 18, 216). Aber auch in Rumänien war die antisemitische und antizionistische Linie des kommunistischen Regimes stark entwickelt, wie in dem interessanten Beitrag über dieses Land ausführlich nachgelesen werden kann (S. 210–220).

Ganz anders sah es im sozialistischen Jugoslawien aus, wo es zu keinen nennenswerten Ausbrüchen des Antisemitismus kam. Zwar schwenkte auch der Balkanstaat 1967 auf die antizionistische Linie ein, aber ansonsten hob er sich positiv von den übrigen osteuropäischen Ländern ab (S. 91). Lag dies daran, dass Belgrad sich vom Einfluss Moskaus gelöst hatte, dass der Balkanstaat weniger autoritär geführt war als die Länder des Ostblocks oder bot seine multikulturelle Gesellschaftsordnung

den dortigen Juden Schutz? Der Sammelband stellt solche und ähnliche Fragen nicht.

Mit dem Umbruch von 1989/1990 flachte der Antisemitismus in einigen Ländern ab, während er woanders aufbrach, z.B. in Kroatien und Serbien. Unvergessen ist die Äußerung des ehemaligen kroatischen Präsidenten Franjo Tuđman, der 1992 sagte, Juden brächten Neid und Hass. Gleichzeitig wurde in Kroatien lange die Ustascha verharmlost (S. 77). Ähnliches war in Rumänien zu beobachten, wo nach dem Fall des Kommunismus der ehemalige Diktator Ion Antonescu geehrt wurde. Auch in den anderen osteuropäischen Ländern gibt es heute einen gewissen Zusammenhang zwischen Antisemitismus und Geschichtserinnerung, beispielsweise wenn in Litauen, Lettland und Polen in unterschiedlicher Weise die Ansicht dominiert, dass Juden für ihre Verfolgung zu hohe Aufmerksamkeit bekämen, wo-

hingegen das eigene Schicksal international zu wenig beachtet werde (S. 22, 128, 160).

Dabei ist insgesamt, wenn auch mit Vorsicht, eine positive Entwicklung zu beobachten. In Polen ist ein starkes gesellschaftliches Interesse an der Kultur und Geschichte der polnischen Juden entstanden. In Meinungsumfragen ist der Antisemitismus immer noch deutlich feststellbar, aber er geht zurück. Auch in den anderen Ländern treten die Folgewirkungen des Zweiten Weltkrieges zunehmend in den Hintergrund. In Kroatien wurde beispielsweise 1999 ein ehemaliger Kommandeur des Konzentrationslagers Jasenovac verurteilt, und 2004 wurden Gedenktafeln für Ustascha-Funktionäre entfernt (S. 78–79). Dennoch bleibt der Antisemitismus ein virulentes Phänomen, was es weiterhin zu untersuchen gilt.

Hans-Christian Dahlmann, Hamburg

ALES' BELY: Chronika Belaj Rusi. Imahalahija Belarusi (XII–XVIII stst.). Smalensk: Inbelkul't, 2013. 468 S., Abb., Graph., Ktn. ISBN: 978-5-9904531-1-1.

Today we know where Belarus is. Where was it, however, before its establishment as a political entity with the formation of the Belarusian Soviet Socialist Republic and its successor, the state of Belarus, in the twentieth century? That is by no means an easy question to answer, as Ales' Bely shows in the book under review, the second, expanded edition of a work originally published in 2000. Although the terms "Russia Alba", "Belaia Rus'", and "Biala Rus'" appeared with increasing frequency in written and cartographic sources from the end of the fourteenth century, as the evidence presented by Bely demonstrates in this exhaustive study, throughout the period under review no consensus emerged as to the nature of the entity to which these terms referred. That is not, perhaps, Bely's intention, but it emerges from what is undoubtedly the most comprehensive examination of the matter currently in print, which surveys an impressive array of material. Bely bases his account on a few archival

sources from – among others – the Hungarian National Library and the Herzog-August-Bibliothek, but the bulk of his material comes from printed works and cartographic and visual representations: the book is handsomely illustrated with a number of striking maps and images, although the production values are – alas – not high, and several of the maps are reproduced at a size that makes them all but impossible to read.

Bely subjects these sources and the scholarship based upon them to close critical analysis. He polemicalises with many scholars whose views do not correspond closely with his own, including his one-time collaborator, Aleh Latsjonak (Oleg Łatyszonek), who himself has written extensively on the problem, and Henadz Sahanovich, who comes in for some sharp criticism. Yet the material presented by Bely himself suggests that there is no easy answer to the question of what was meant by the terms "Belaia Rus'" across this period. Early on he identifies no fewer than sixteen theories as to the meaning and derivation of what in English is probably best rendered as White Rus' or White Ruthenia. Some argue that it denoted the light skins of the inhabitants; others that it

meant free – in the sense of being free from Tatar and Lithuanian overlordship – a definition that became all but official in the Soviet period. The existence of the terms “Black Rus’” and “Red Rus’” suggests to some a more geographically-based explanation, in which “Black” meant western, and “White” meant eastern. Others argue that “White” was a synonym for Orthodox; still others that it meant “rich and flourishing”. Bely devotes considerable energy in the course of this study to arguing that the term derived from the identification of the ancient concept of “Albania” with Rus’ through a series of steps, not least through the work of Adam of Bremen. One of the strengths of the book is Bely’s bringing together of Slavic and West European sources, but this hypothesis is ultimately as unconvincing as the other theories he criticises.

The problem reveals the difficulties involved in such a broad source base. For there is not even the hint of a consensus among contemporary writers. On the maps, “White Rus’” veers alarmingly across the wide expanses of eastern Europe. As Bely demonstrates, sometimes it refers to Muscovy; sometimes Novgorod and Tver are included, sometimes they are not. Gradually, in the Polish-Lithuanian Commonwealth the term began most frequently to be applied to the eastern portion of the Grand Duchy of Lithuania after the 1569 Union of Lublin, but authors and cartographers failed to reach any consensus over where exactly it was, or what it signified.

One cannot help drawing the conclusion from the wealth of material presented here that the author and other modern Belarusian scholars care far more about the provenance and meaning of the term than anybody did before the late nineteenth century. There is, of course, a pressing reason for the modern interest, as Belarusian intellectuals from the nineteenth century sought to write the history of the Belarusian nation, wedged in between Russia, Poland, Lithuania, and a Ukraine that had a much surer sense of its historic roots. For whereas Lithuanians, Poles, and Russians can draw on long traditions of statehood to nurture their national identities, and while Ukrainian histori-

ans in the nineteenth and early twentieth centuries laid claim to the heritage of Kievan Rus’ and the early modern Cossack hetmanate to sustain theirs, the Belarusians lacked a clear historical tradition of statehood. The attempt by some to claim that the Grand Duchy of Lithuanian was partly or wholly a Belarusian state has needlessly upset the Lithuanians, and flies in the face of historical reality: the Grand Duchy was a composite polity that embraced and – to an extent – fused both Lithuanian and Ruthenian traditions and cultures.

Reading this book recalls Marc Bloch’s warnings about the idol of origins. Whatever else they thought about when using the terms “Alba Russia”, “Belaia Rus’” or “Biala Rus’” in the late medieval and early modern periods, it is clear that the concept was not important enough for anyone to bother defining it too closely or spending as much time as Bely does worrying where its borders lay. Contemporaries were far more likely to use the names of provinces, palatinates, or districts of the Grand Duchy when discussing geography. Whereas “Belaia Rus’” became a usefully vague expression to refer to the Grand Duchy’s eastern lands after 1569, nobody was using it to construct visions of a separate Belarusian nation or state before the nineteenth century. Whereas in the wake of the great Cossack rebellion of 1648 the term “Ukraina” did begin to serve such a purpose and was being applied in a new way in this period, “Belaia Rus’” was not.

To think otherwise is to read history backwards. The completely understandable need of all the successor nations of the Grand Duchy to construct their own national stories from the crooked timber of the human past is a perfectly legitimate one, but it nevertheless obscures much about the Grand Duchy’s history. Historians study the past of Belarus and of Ukraine; yet contemporaries for most of this period still thought in terms of Rus’ as a whole. There is a crying need for someone to write a detailed history of the changing concept of Rus’ following the formation of the Polish-Lithuanian union; this is a problem that Bely virtually ignores. His book is nevertheless a valuable one on account of its comprehensive

nature, and the way it charts the gradual shift in the meaning of the term, and its geographical consolidation round the core areas of what constitutes the modern Belarusian state. This consolidation did provide Belarusian intellectuals in the later nineteenth century with a viable historic tradition which they could appropriate to serve their nation-building ends; its emergence is therefore of historical significance.

Bely's book provides much information about this process; it is a pity that its construction is a little repetitive and convoluted; built thematically, it darts back and forth across the centuries in a manner that will confuse the inattentive or the inexpert. Nevertheless, while one may not agree with all Bely's conclusions, there is much to be learned from his account.

Robert Frost, Aberdeen

Historisch-topographischer Atlas schlesischer Städte – Historyczno-topograficzny atlas miast śląskich. Band – Tom 1: Görlitz – Zgorzelec. Im Auftrag des Herder-Instituts herausgegeben von Peter Haslinger / Wolfgang Kreft / Grzegorz Strauchold / Rościsław Żerelik. Bearbeiter Christoph Waack. Marburg/Lahn: Herder-Institut, 2010, 48 S., zahlr. Abb., Ktn. ISBN: 978-3-87969-361-0.

Wohl kaum eine Stadt eignete sich besser für den ersten Band der neuen Publikationsreihe *Historisch-topographischer Atlas schlesischer Städte* als Görlitz. Eine seit dem Zweiten Weltkrieg geteilte Stadt direkt an der deutsch-polnischen Grenze steht im übertragenen Sinne für das Schicksal der gesamten Region – des historischen Bruchs von 1945 und des Wieder-zueinander-Findens seit dem politischen Umbruch 1989.

So lag es fast schon nahe, mit Görlitz/Zgorzelec die auf 34 Publikationen angelegte Buchreihe zu beginnen. Es galt dabei, einen Schatz zu heben: den Kartenfundus der Staatsbibliothek Berlin, die Sammlung von Luftbildern der 1930er und 1940er Jahre des Herder-Instituts sowie Bestände aus Archiven in Polen. Und es galt auch, eine Doppel-Stadt, die bis heute von ihrer „Randlage“ (S. 8) geprägt ist, wieder etwas mehr in den Mittelpunkt zu rücken. Denn nicht die Randlage, sondern eher die Brückenfunktion von Görlitz trug zu einer langen Blüte der Stadt bei, was im Abriss der lokalen Geschichte zum Ausdruck kommt. Über die Hohe Straße (*via regia*) führten viele Handelswege von Sachsen über Schlesien nach Böhmen und Polen. Diese Ost-West-Ausrichtung prägte auch die Stadtgestalt, die im Wesentli-

chen bis heute erhalten geblieben ist (vgl. S. 11). Politische Turbulenzen in Europa führten zum Bedeutungsverlust der alten Handelsstadt, und als Görlitz nach dem Wiener Kongress Teil der preußischen Provinz Schlesien wurde, musste sich die Stadt de facto neu erfinden.

Zunächst konnte man von der historischen Stellung als Verkehrsknotenpunkt profitieren, indem die Stadt Anschluss an wichtige Eisenbahnlinien in Preußen und Sachsen erhielt (S. 14). Wie in vielen anderen Orten des Kontinents auch, führte die Industrialisierung zu einer rapiden Bevölkerungsentwicklung, was mit einer räumlichen Expansion einherging. Weitere Faktoren, die die Stadtentwicklung, auch östlich der Neiße begünstigten, waren die Errichtung preußischer Kasernen oder städtischer Bildungs- und Gesundheitseinrichtungen um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Erst in diesen Jahren, und damit viel später als in den meisten Städten der Region, wurden auch die alten Stadtbefestigungen geschleift, was die weitere räumliche Entwicklung begünstigte.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte sich die Bevölkerungszahl von Görlitz fast verdoppelt (S. 20), südlich des Bahnhofs entstanden repräsentative Gründerzeitviertel, und die günstige Lage zwischen den Metropolen Berlin, Breslau und Dresden sowie in unmittelbarer Nähe zu touristisch bereits hoch entwickelten Bergregionen (v.a. Riesengebirge) sorgte für die Zuzug wohlhabender betagter Bürger aus ganz Preußen (S. 22). Diese Dynamik konnte in der Zwischenkriegszeit nicht fortgesetzt werden, wenn auch die Einwohnerzahl ein neues Hoch erreichte, und weitere Gebäude errichtet wurden, vornehmlich in der Ost-

stadt, dem heutigen Zgorzelec. Eher untypisch erscheint, dass bereits Ende der 1930er Jahre mit der Sanierung der Altstadt begonnen wurde, wohl auch um die touristische Attraktivität von Görlitz zu steigern (S. 26).

Die kaum zerstörte Stadt wurde im Sommer 1945 zum Schauplatz der Trennung gewachsener Stadtorganismen durch eine neu gezogene Staatsgrenze. Görlitz war die größte der durch die Oder-Neiße-Linie geteilten Städte und gleichzeitig wichtiger Transitort für tausende vertriebene Deutsche sowie Kriegsheimkehrer und andererseits für Zwangsarbeiter auf ihrem Weg nach Osten. So überstieg die Einwohnerzahl im Juni 1945 die 100.000er-Marke, und der Magistrat sah sich veranlasst, alle Nicht-Ortsansässigen zum Verlassen der Stadt aufzufordern. Wie schwierig der Neuanfang auf beiden Seiten der Neiße war, zeigt sich auch daran, dass von einer Stabilisierung der Bevölkerungsstruktur noch lange nach 1945 nicht die Rede sein konnte. Die polnische Verwaltung siedelte heterogene Gruppen (Militärangehörige, griechische Bürgerkriegsflüchtlinge, Polen aus den an die Sowjetunion abgetretenen Ostgebieten) an, was kaum zu einer Integration der neu zu schaffenden Stadtgesellschaft beitragen konnte (vgl. S. 29 f.). Auf Görlitzer Seite bedeutete die Niederschlagung des Aufstands vom 17. Juni 1953, wobei hier als einziger Stadt der DDR der SED-Bürgermeister abgesetzt wurde, auch den Wegzug vieler bürgerlicher Familien. Seit den 1960er Jahren entstanden dafür neue Wohnsiedlungen für die Arbeiter der Industriebetriebe und des Bergbaus (S. 30).

Diese Umformung der Stadt und der Stadtgesellschaft hatte auch Auswirkungen auf die Zeit nach 1989, als es einerseits zu einer Rückbesinnung auf das gebaute Erbe und zur vorbildlichen Sanierung der Altstadt und der Gründerzeitquartiere kam. Andererseits führte die Deindustrialisierung in Ostdeutschland zu einem dramatischen Bevölkerungsrückgang in Görlitz (S. 32), wodurch sich das Einwohnerverhältnis der Ost- gegenüber der Weststadt immer weiter verbesserte (gegenwärtig 32.000 in Zgorzelec und 54.000 in Görlitz – letzteres hatte 1970 noch dreimal so viele Einwohner). „Aber wie schon in früheren Phasen der Stadt-

entwicklung verhält sich die Topographie der gebauten Stadt weniger dynamisch als die sozio-demographische Struktur einer Stadt. Vielmehr kommt es oft zu einem Nutzungswandel der bestehenden Gebäudestrukturen, sofern im Wechselspiel von denkmalpflegerischen und ökonomischen Überlegungen sinnvolle städtebauliche Konzepte entwickelt wurden“, schreibt dazu Christoph Waack (S. 32). Anders ausgedrückt: Während die Sanierung der Altbausubstanz gut voranschreitet und zu einer leichten Belebung der historischen Innenstadt geführt hat, leiden industrielle Anlagen und Plattenbausiedlungen unter Leerstand und Abbruch.

Auch wenn sich der Autor in seinen abschließenden Ausführungen klar zu einer grenzüberschreitenden Stadtentwicklung bekennt, die in vorliegenden Konzepten und Planungen beider Städte verbrieft ist (S. 37f.), wagt er keine Prognosen. Er verweist auf positive Tendenzen, etwa den wachsenden Zuzug polnischer Bürger aufs westliche Neißeufer, sieht aber „die alten und neuen Bewohner der Europastadt Görlitz/Zgorzelec“ am Zuge, „diese historische Chance zu ergreifen“, und eine gemeinsame Perspektive zu entwickeln (S. 38). Dabei betrachtet er interessanterweise die Geschichtsbilder auf beiden Seiten der Grenze als Hemmnis, da das Jahr 1945 als „Fluchtpunkt“ der jeweils eigenen Stadtkonstruktion dient und kontrovers wirkt. Diese Unvereinbarkeit findet im publizierten Kartenmaterial sehr sprechenden Ausdruck – auf den Seiten 28 und 29 stehen sich zwei Stadtpläne gegenüber, einer von Görlitz 1958 und einer von Zgorzelec 1984, auf denen die jeweils andere Stadthälfte sprichwörtlich einen weißen Fleck hinter der Neiße darstellt. Und damit kehren wir gewissermaßen an den Anfang des Beitrags zurück. Kaum ein Ort im historischen Schlesien könnte besser dafür stehen, wie sich das Nicht-wissen-Wollen der Nachkriegszeit aufgelöst hat, und einem verbindenden Ansatz Platz macht. Dem Band somit ‚politische‘ Absichten zu unterstellen, wäre zu viel des Guten. Dafür reicht es schon, die Quellen – hier: die Karten – für sich sprechen zu lassen.

Mateusz J. Hartwich, Berlin

TATIANA G. POPOVA: Die „Leiter zum Paradies“ des Johannes Klimakos – „Lestvica“ Ioanna Sinajskogo. Katalog der slavischen Handschriften – Katalog slavjanskich rukopisej. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2012. 1073 S. = Beiträge zur Slavischen Philologie und Kulturgeschichte. Reihe A: Slavistische Forschungen, 76. ISBN: 978-3-412-20948-3.

The Ladder, a seventh-century ascetic treatise originally composed as a spiritual guide for monks, profoundly influenced the thought of Byzantine theologians, among them SS Hesychos of Sinai, Philotheos of Sinai, and Symeon the New Theologian, and was widely copied among the Orthodox Slavs. Excerpts read during the fourth week of Lent circulated in Orthodox Slavic liturgical codices such as the Lenten Triodion and various kinds of *toržestvenniki*. Passages were included in the *Prolog*, in miscellanies for monastic and lay spiritual reading and in such diverse works as the *Stepennaja kniga*, written in the metropolitans' scriptorium between 1555 and 1563, and the correspondence of Car' Ivan Groznyj and Prince Andrej Michajlovič Kurbskij.

T. G. Popova's catalog describes over a thousand manuscripts of *The Ladder* in Russian, Bulgarian and Serbian Church Slavic. Section I covers 583 complete copies (pp. 57–341; the earliest known are parchment codices in the Russian State Library, Moscow, dated XII or XIII c.). Section II covers 566 manuscripts with excerpts of the work (pp. 342–685; among the earliest is the 1073 *Izbornik Svjatoslava*). The remaining 600+ pages of this weighty book contain an extended bibliography (pp. 686–733) and seven indices (pp. 735–1058). Four indices list manuscripts respectively by chronology, by linguistic provenance, by archives and by a list of call numbers arranged in rough alphabetical order. Also included are an index of persons historically involved with the manuscripts (copyists, owners, readers); a geographical index (including monasteries and churches); and an index of names and topics. Two appendices list 31 pre-Revolutionary editions of *The Ladder* in Russian and 169 Greek manuscripts.

Despite the impressive quantity of information, this is not an ideal research aid. Because of its heft, scope and erratic organizing principles (described on pp. 42–48 of the introductory essay) the catalog is laborious to use. The decision to arrange manuscripts of the same work, most titled “Lestvica” and many written around the same time, from multiple archives in alphabetical and chronological order makes it difficult to locate individual manuscripts. The “alphabetical” index of complete manuscripts by call numbers, which can be counter-intuitive (some manuscripts from the MGAMID collection are entered under R as RO MGAMID), consists of three successive alphabetical lists (the first on pp. 1034–1037, the second on pp. 1037–1045, and a third on pp. 1045–1046). The terminology is opaque and sometimes idiosyncratic. While Popova does cite new research and modernizes most archival references, much of the data supplied here appears to be compiled from heterogeneous sources of varying quality. It needs to be checked, supplemented and in some cases corrected.

The weaknesses of the book can most clearly be seen when we compare Popova's entry on a manuscript of *The Ladder* (f. 181, RO MGAMID, № 691, dated 1520) with the entry in the exemplary *Katalog slavjano-russkich rukopisnykh knig XVI veka, chranjaščichsja v Rossijskom gosudarstvennom archive drevnich aktov*, edited by L. V. Moškova, vypusk 2 (Moscow, 2014). The RGADA essay (pp. 15–20), written on site by Moškova and I. L. Žučkova, provides a wealth of verifiable information on the manuscript and its provenance, including the exact measurements of the codex and a description of its bindings and ornaments. They identify three watermarks (with references to paleographical albums and the folio numbers where each can be found) and two scribal hands. Glosses and inscriptions are transcribed with folio references. A detailed description of the contents with folio references is included. Under *additional information* a history of the manuscript's known owners, information on other manuscripts copied at the Filimonov monastery and current theories (that the manuscript was writ-

ten in the circle of Bulgarian patriarch Evfimij) are given. Popova's essay (pp. 194–195) not only supplies less information, which is understandable given the need to cover many more archives, but misses or obscures critical data. She identifies one of two hands. She points out which *folia* are empty, but does not give watermarks. She summarizes the contents without *folia* numbers. She classifies the translation as "Athonian". One must page back to the intro-

duction to discover that this is her own term for a manuscript written on Mount Athos by a member of Patriarch Evfimij's school (p. 49).

Used discretely, Popova's catalog can be a useful preliminary tool for scholars engaged in archival research on texts other than *The Ladder*. But it does not replace authoritative reference works on specific archival collections or individual manuscripts.

Gail Lenhoff, Los Angeles

Osteuropäische Geschichte und Globalgeschichte. Hrsg. von Martin Aust / Julia Oberreis. Stuttgart: Steiner, 2014. 330 S., Abb. = Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, 83. ISBN: 978-3-515-10809-6.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1052359388/04>

Unter dem vielversprechenden Titel sind Beiträge einer Tagung veröffentlicht, die im Februar 2011 am Herder-Institut in Marburg stattfand. Die Herausgeber konstatieren in der Einleitung einen „Boom der Globalgeschichte“, bei dem es „um neue räumliche Bezugs- und Verschränkungsebenen und die Überwindung des Eurozentrismus in der Geschichtsschreibung“ (S. 7) gehe. Sie sehen die Aufgabenstellung des Bandes vor allem in einem Beitrag zur weiteren Beschreibung des Begriffes Globalgeschichte und der stärkeren Verankerung der Osteuropäischen Geschichte in diesem Paradigma, das diesen europäischen Großraum bisher eher marginalisiert. So geht es den Autoren zunächst auch um eine nähere Begriffsbestimmung von Globalgeschichte und einen Abgleich mit den Kategorien Weltgeschichte, Universalgeschichte, transnationale Geschichte und eine Bestimmung des Verhältnisses zu Nationalgeschichte und Regionalgeschichte, bzw. *Area Studies* / *Area History*. Wenn auch die Verfasser einräumen, dass sich diese „Forschungsrichtungen nicht klar voneinander ... trennen, sondern überlappen ... und in der Praxis teils synonym gebraucht“ werden, so fällt doch die Begründung für die Verwendung des Begriffes Globalgeschichte

mit der Feststellung, dass sie eben nicht mit der Tradition des Eurozentrismus belastet sei, „weniger anfällig für (über)große Erklärungsmuster“ sei und ihre interessante Spezifik darin finde, „globale Zusammenhänge von unten her zu rekonstruieren“ (S. 8), etwas dünn aus. So bleibt dann auch die Frage nach der Relevanz des Begriffes Globalgeschichte bei der Lektüre der einzelnen Beiträge des Bandes weiter offen, zumal die Herausgeber einräumen, dass „keineswegs alle unter dem Label Globalgeschichte“ (S. 13) firmieren. Die Beiträge konzentrieren sich auf Russland, bzw. die Sowjetunion. Lediglich zwei erweitern den regionalen Rahmen auf den Ostblock, und ein Beitrag beschäftigt sich mit der „Erinnerungskultur um Jerzy Popieluszko aus globalhistorischer Perspektive“. Die Beiträge sind thematisch geordnet. Der Abschnitt *Globalgeschichte interimperial* nimmt Aspekte des russischen Expansionismus aus machtpolitischer, kultureller und ethnischer Perspektive auf. In einem weiteren Block werden russische Expeditionen und Polarforschungen geschildert und in einem dritten Abschnitt geht es um *Imaginationen und Kooperationen im Kalten Krieg*, wo Blockbildung, Handel, Kultur, Erinnerung und Literatur behandelt werden. Am Schluss des Bandes nehmen zwei Beiträge als *Kommentare* noch einmal Bezug auf die Themenstellung. Sie wirken beide auf ihre Art sehr erhellend auf die Grundproblematik der Begrifflichkeit und die Rolle der Osteuropäischen Geschichte in diesem Konzept. BIRGIT SCHÄBLER wagt sich am Beispiel der Osteuropäischen Geschichte an das Verhältnis von Globalgeschichte und Regionalgeschichte, wobei sie damit *Area History* meint,

und stellt in ihrer Hauptthese fest, dass die Osteuropäische Geschichte aufgrund der europäischen Randlage ihres Gegenstandes eine besondere Position einnehme, die bisher von den *Area Studies* amerikanischen Ursprungs wenig bis gar nicht berücksichtigt worden sei (S. 307). Wenn allerdings die Autorin die Globalgeschichte in Unterscheidung zur Weltgeschichte auf eine Perspektive reduziert, „mit der auch begrenztere Gebiete als der gesamte Globus erforscht werden können“ (S. 311), so trägt das wenig zur Erklärung der Beziehungen bei.

KATJA NAUMANN hingegen verzichtet in ihrem Beitrag von vornherein auf eine Unterscheidung von Welt- und Globalgeschichte und konzentriert sich auf die Problematisierung der methodischen Zugänge der Globalgeschichte, die sie als sehr heterogen (was der vorliegende Band belegt) ansieht. Sie versteht es sehr gut, die Osteuropäische Geschichte in diese verschiedenen Zugänge einzuordnen, und macht praktikable Vorschläge für Ordnungs- und Abgrenzungskriterien der Forschungsfelder, wobei sie sich dabei auf die transnationale Geschichte konzentriert. Das bedeutet keine Einengung der Sichtweisen, sondern gerade durch diese genauere Beschreibung werden die Perspektiven der anderen Forschungsfelder deutlicher. Sehr kritisch setzt sich die Autorin auch mit dem Neuheitsanspruch des geführten Diskurses auseinander

und verweist einerseits auf die Tradition von Weltgeschichtsschreibung im Allgemeinen und im Besonderen, wenn es um die russische Geschichte geht. Beides weiß sie fundiert zu belegen. Diese beiden Beiträge sind gut platziert und unerlässlich zum Verständnis des Anliegens des Bandes. So unterschiedlich sie in ihrem methodischen Ansatz sind, so verschieden bewerten sie auch den Band selber. Während Schäbler die „Palette der Fragestellungen, zu der der transregional-verschränkte Fokus einer prall gefüllten Globalgeschichte auf der Basis einer nicht auf eine (Welt)region begrenzten Regionalgeschichte einlädt, ... in diesem ... Band (als) weitgehend ausgeschöpft“ (316) ansieht, ist Naumann wesentlich zurückhaltender und sieht „hinter den Türen, die dieser Band geöffnet hat, ... [ein] durchaus schwieriges Terrain“ (S. 330). Dem ist wohl zuzustimmen, denn, obwohl der Band den Stellenwert der Osteuropäischen Geschichte innerhalb von Globalgeschichte/Weltgeschichte und transnationaler Geschichte verdeutlicht hat, so konnte er den Beweis für die Globalgeschichte als sinnvolles und tragfähiges heuristisches Konzept nicht liefern, weder durch die einzelnen Beiträge noch in seiner begrifflichen und methodischen Abgrenzung zu anderen Forschungsfeldern.

Ralph Schattkowsky, Rostock

ANTONY POLONSKY: *The Jews in Poland and Russia* Vol. 1: 1350–1881. Oxford, Portland, OR: Littman Library of Jewish Civilization, 2010. XXXI, 534 S., 8 Ktn. ISBN: 978-1-874774-64-8.

ANTONY POLONSKY: *The Jews in Poland and Russia*. Vol. 2: 1881–1914: Oxford, Portland, OR: Littman Library of Jewish Civilization, 2010. XXV, 492 S., 5 Ktn., Tab. ISBN: 978-1-904113-83-6.

ANTONY POLONSKY: *The Jews in Poland and Russia*. Vol. 3: 1914–2008. Oxford: Littman Library of Jewish Civilization, 2012. XLIII, 998 S., 14 Ktn. ISBN: 978-1-904113-48-5.

Antony Polonsky, einer der renommiertesten Experten für die jüdische und osteuropäische Geschichte schlechthin, legte zwischen 2010 und 2012 eine dreibändige, über 2000 Seiten lange und zurzeit die vollständigste Geschichte der Juden in Polen und Russland vor. Die Publikation umfasst die Zeit von 1350 bis zur jüngsten Gegenwart und zeigt sowohl, wie eng verflochten die jüdische und die osteuropäische Geschichte jahrhundertlang war, als auch wie schnell und wuchtig der Holocaust diesem Zustand ein Ende setzte. Die aus drei massiven Bänden bestehende Publikation ist nicht nur außerordentlich informationsreich und erschöpfend, sondern auch interessant und fesselnd geschrieben. Beim Lesen von Polonskys

opus magnum begibt man sich auf eine gedankliche Reise, für die man ordentlich Zeit einplanen sollte und die am Ende den Blick wohl jeden Lesers – einschließlich der Fachhistoriker – auf das Thema zumindest teilweise revidieren und ihr Wissen maßgeblich erweitern wird.

Osteuropa wurde zu einem der wichtigsten Weltzentren des jüdischen Lebens infolge verschiedener kultureller, sozialer und politischer Prozesse, die zwischen 1200 und 1550 in und außerhalb des europäischen Kontinents stattfanden und die das Königreich Polen-Litauen zu einem der wichtigsten Lebensorte aschkenasischer Juden machten. Bis in das 18. Jahrhundert stieg die Zahl der Juden in diesem vor-modernen, heterogenen Staatsgebilde auf ca. 750.000 an, was ein Drittel der jüdischen Weltbevölkerung ausmachte (Bd. 1, S. 68). Dieser zivilisatorische Prozess wurde jedoch sowohl durch Alltagskonflikte zwischen Juden und ihren christlichen Nachbarn als auch durch die sich in den östlichen Gebieten Polen-Litauens ständig wiederholenden Massaker beendet. Infolge der blutigen Unruhen von 1648, die als Aufstand von Bohdan Chmel'nyčkyj in die Geschichte eingingen, wurden etwa 13.000 Juden (keine 100.000 wie früher unter anderem von Heiko Haumann behauptet) von Kosaken ermordet (Bd. 1, S. 15).

Aufgrund verschiedener Faktoren wurde Polen-Litauen seit dem späten Mittelalter zu einem für die europäischen Juden attraktiven Land. Antijüdische Maßnahmen, die von der katholischen Kirche auf dem vierten und fünften Laterankonzil von 1179 und 1215 eingeführt wurden und die vorgaben, wie sich die Juden zu kleiden hatten oder dass sie Christen kein Essen verkaufen dürften, wurden in Polen-Litauen trotz der Bemühungen der katholischen Kirche bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts weitestgehend ignoriert (Bd. 1, S. 18–21). Die wichtigsten Beschützer der Juden in Polen-Litauen waren die Adligen und Könige. Obwohl beide Seiten keine hohe Meinung voneinander hatten, waren sie aufeinander angewiesen: Die Juden füllten die Kassen der Adligen und verwalteten deren Besitztümer, wofür sie von den Adligen und dem König geschützt wurden (Bd. 1, S. 33–36). Christ-

liche Bauern wurden von den Juden als rückständig, dumm und aggressiv angesehen und entsprechend verachtet. Die Bauer dagegen sahen in den Juden „Ungläubige“ und verachteten sie ebenso (Bd. 1, S. 38, 42–43).

Jahrhundertlang lebten die Juden in Polen-Litauen in Kehillohs, Gemeinden, die dem Sejm des Königreichs unterstellt waren und seinen Schutz genossen (Bd. 1, S. 48–49). Darüber hinaus lebte ein Teil der Juden in den Städten, vor allem in solchen, die Magnaten und Adligen gehörten und wo ihnen ausreichend Rechte und Schutz zugesichert waren. In Brody, das damals der Familie Potocki gehörte und heute eine kleine Provinzstadt in der Westukraine ist, war 1764 die größte jüdische städtische Gemeinde in Osteuropa ansässig (Bd. 1, S. 71). Einige dieser Orte entwickelten sich zu Shtetln, die im 19. und 20. Jahrhundert literarisch und künstlerisch verklärt und mythologisiert wurden (Bd. 1, S. 82–84).

Die zwischen 1772 und 1795 durch das Russische Imperium, die Habsburgermonarchie und das Königreich Preußen vollzogenen Teilungen Polen-Litauens bedeuteten auch große Änderungen für die Zusammensetzung der osteuropäischen Juden. Nach den Teilungen lebten die polnisch-litauischen Juden in drei unterschiedlichen Imperien, in denen sie unterschiedlicher Politik ausgesetzt waren, voneinander abweichende Privilegien genossen und auch unterschiedlich gefördert und anerkannt wurden. Die Emanzipation der Juden bzw. der Prozess der Verwandlung der Mitglieder einer religiösen Gemeinschaft in „nützliche“ Bürger eines Staates verlief in den drei Verwaltungsräumen unterschiedlich ‚erfolgreich‘. Am glattesten verlief der Prozess in Preußen, wo Moses Mendelssohn und andere jüdische Denker die Emanzipationsidee intellektuell untermauerten. Im russischen Imperium und teilweise auch in Galizien wurde dagegen die Emanzipation durch den Chassidismus und andere mystische Strömungen gebremst. Darüber hinaus nahmen die Juden in den drei Teilungsgebieten unterschiedliche Nationalidentitäten an. Während sich die polnisch-litauischen Juden im Großherzogtum Posen zum Deutschtum bekannten, entwickelten die

meisten Juden in Galizien spätestens seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine polnische Identität und fühlten sich dem polnischen Volk und der polnischen Kultur zugehörig (Bd. 1, S. 246, 248–259).

Galizien, ein wichtiges Zentrum des Chassidismus, war zu ca. 11 % von Juden bewohnt. Obwohl die Reformen von Joseph II. und Maria Theresa jenen in Preußen ähnelten, erwiesen sie sich als weniger wirksam und nachhaltig. *Nędza galicyjska* (das galizische Elend) und die Luftmenschen, die etwa ein Drittel aller galizischen Juden ausmachten, prägten das Bild dieser Provinz und förderten den Chassidismus (Bd. 1, S. 248–259). Im Herzogtum Warschau und in Kongresspolen erwogen Politiker wie Adam Czartoryski, wie man Juden „aus nutzlosen und schädlichen Mitgliedern der Gesellschaft in gute Bürger“ verwandeln könne (Bd. 1, S. 289). Andere wie Julian Ursyn Niemcewicz porträtierten in dystopischen Romanen Warschau im Jahr 3333 als eine von Juden kontrollierte und nach seinem jüdischen Herrscher in Meszkopolis umbenannte Stadt (Bd. 1, S. 290) oder warfen Juden Mangel an Patriotismus und die Unterstützung von Russen und Deutschen vor (S. 1, S. 307–308). Im Russischen Reich verwandelten die autokratischen Strukturen Juden zwar in „nützliche Objekte“ des Imperiums, aber nicht in emanzipierte Bürger (Bd. 1, S. 328). Eine große Hürde stellte in diesem Reich unter anderem die Wehrpflicht dar, die mit den religiösen Überzeugungen der Juden nicht vereinbar war. Noch unter Nikolaus I. konnten Soldaten für 25 Jahre in die Armee einberufen werden (Bd. 1, S. 359). Aufgrund geopolitischer Entwicklungen verlagerte sich Ende des 19. Jahrhunderts die größte Judenagglomeration der Welt in das Russische Imperium. Hier kam es auch 1881–1882 sowie 1905–1907 zu zwei blutigen Pogromwellen, denen riesige Emigrationen von Juden in die Vereinigten Staaten folgten (Bd. 2, S. 21).

Eine der stärksten Seiten von Polonskys sehr informationsreicher Geschichte ist die Analyse und detaillierte Darstellung jüdischer Intellektueller und der politischen Strömungen, die sich innerhalb der jüdischen Gemeinden in

Osteuropa entwickelten. Dem Leser werden sowohl Unterschiede zwischen Ansichten solcher Zionisten wie Theodor Herzl und Vladimir Jabotinsky als auch unglaublich viele Facetten der intellektuellen Tätigkeit vieler im Russischen Reich, in der Habsburger Monarchie und in Preußen schaffender jüdischer Historiker, Schriftsteller und Künstler präsentiert. Die Konflikte, die zwischen verschiedenen jüdischen Gruppierungen und Individuen ausgeglichen wurden, werden nicht ausgespart (Bd. 2, S. 65 ff.). Da Polonsky jüdische Intellektuelle berücksichtigt, die auf Jiddisch, Hebräisch, Deutsch, Polnisch, Russisch, Litauisch und in weiteren in Untersuchungsraum gängigen Sprachen publizierten, wird der Leser mit wohl allen damals eine Rolle spielenden Intellektuellenzirkeln vertraut. Dabei wird auch der Einfluss vom Sozialismus, Nationalismus und anderen politischen Strömungen auf jüdische Politiker und Intellektuelle deutlich gezeigt und auch die Rolle, die Juden innerhalb ihrer Lebensimperien spielten. Ebenso einleuchtend wird die Einstellung von Polen, Ukrainern, Litauern, und anderen nationalen Gruppen zu den Juden erklärt. Besonders ausführlich setzt sich Polonsky damit auseinander, wie solche Bewegungen wie die polnischen Positivisten oder litauische, polnische und ukrainische Schriftsteller und Intellektuelle gegenüber den Juden und der Frage der antijüdischen Massengewalt eingestellt waren (Bd. 2, S. 87 ff.). Sehr hilfreich für das Verständnis damaliger Realität ist auch die Darstellung verschiedener politischer und intellektueller Allianzen zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Gruppen und die durchaus detaillierte Schilderung polnisch-russischer, litauisch-russischer, preußisch-polnischer, polnisch-ukrainischer, ukrainisch-russischer, ukrainisch-habsburgischer und weiterer relevanter kultureller und politischer Beziehungen, die sich entsprechend auf das Leben der in Osteuropa lebenden Juden auswirkten.

Der Erste Weltkrieg, der die alten Imperien stürzte und heterogene Nationalstaaten hervorbrachte, bedeutet für viele osteuropäische Juden nichts Gutes, da in Zeiten der Wandlungen und Unruhen die gewöhnlichen

Schutzmechanismen aufgehoben waren. In der Übergangszeit kam es daher zu Pogromen, sowohl auf dem Gebiet der ehemaligen Habsburgermonarchie – wie etwa in Lemberg – als auch des Russischen Reiches, wo in der Zentralukraine zwischen 1917 und 1919 50.000 bis 60.000 Juden von den Truppen der Weißen Armee, der Kiewer Regierungen und auch von lokalen Bauern und Anarchisten ermordet wurden (Bd. 3, S. 25, 32–43). Nach der Stabilisierung der Lage lebten die meisten osteuropäischen Juden in der Zweiten Polnischen Republik, in Litauen sowie in der weißrussischen und ukrainischen Sowjetrepublik. Ähnlich wie für das 19. Jahrhundert leistet Polonsky im dritten Band eine detaillierte und interessante Analyse jüdischer Schriftsteller, Intellektueller und politischer Gruppierungen, die in der Zwischenkriegszeit in den untersuchten Ländern wirkten, sowie der kulturellen, sozialen und politischen Umstände, die sich auf das Leben der Juden in diesen Ländern auswirkten. Der Leser wird durch die literarischen Welten von Boleslaw Leśmian, Julian Tuwim, Antoni Slonimski, Józef Wittlin, Bruno Schulz geführt, deren Werke die polnische Literatur maßgeblich geprägt haben, und durch die Publikationen und Viten solcher Schriftsteller wie Uri Zvi Grinberg, Asher Barash, Yaakov Cohen, Jacob Fichman, Dovid Bergelson, Der Nister oder Itsik Fefer, die auf Jiddisch oder Hebräisch publizierten. Ebenso interessant fällt die Analyse politischer Gruppierungen in Polen und Litauen aus, die von Juden geführt wurden, Juden einbezogen oder sie als Staatsfeinde definierten.

Die schwierige Situation von Juden in der Sowjetunion, die Auswirkung der Sowjetisierung auf die dort lebenden Juden wie auch deren Involvierung in den Staatsapparat und die Bewegung der Bol'sheviki sind ebenfalls Gegenstand ausführlicher und facettenreicher Analysen. Eine große Stärke des dritten Bandes ist auch die bildhafte Darstellung des Alltagslebens polnischer, litauischer und sowjetischer Juden in kleinen Shtetln und in großen Städten, wo sie nicht selten als unerwünschte Konkurrenz oder Bedrohung wahrgenommen wurden. Die Einführung in die Biographien und in

die scharfsinnigen Beobachtungen Ilja Ehrenburgs, Osip Mandelstams, Boris Pasternaks und weiterer sowjetisch-jüdischer Schriftsteller erlaubt dem Leser Blicke auf das jüdische Leben in der Sowjetunion sowie die Probleme seiner Bewohner auch aus einer literarischen Perspektive (Bd. 3, S. 314–325).

Die Zeit 1939–1941 betitelt Polonsky als „Auftakt zur ‚Endlösung‘“ und zeigt, wie verständnisvoll die genozidalen Phantasien und Pläne der deutschen Nationalsozialisten unter Polen, Litauern, Ukrainern und anderen nationalen Gruppen rezipiert wurden (Bd. 3, S. 361). Die folgende Sektion erklärt, wie schnell und perfektionistisch die Nationalsozialisten einen Großteil der europäischen Juden in Osteuropa auslöschten und welche Rolle Polen, Litauer, Ukrainer und andere Gruppen in diesem europäischen Massenverbrechen spielten bzw. wie sie unabhängig von den deutschen Besatzern ihre jüdischen Nachbarn ausraubten und ermordeten. Sehr aufschlussreich ist auch die Auswirkung nationalsozialistischer Normen und des Holocaust auf die Moral von Polen, Ukrainern, Litauern und weiteren Gruppen dargestellt, die sich unter anderem in Form von indirektem Lob für Hitler und die Deutschen äußerte (Bd. 3, S. 447). Selbst wenn ein Teil der Polen, Litauer oder Ukrainer Mitleid mit den Juden hatte, so war die Überzeugung verbreitet, dass die Juden nicht ein Teil der jeweiligen Nation seien oder sich ihr Schicksal mit ihrem Verhalten selbst verdient hätten. Damit lässt sich auch teilweise die verbreitete Gleichgültigkeit oder sogar offene Feindschaft gegenüber den Überlebenden nach dem Krieg erklären (Bd. 3, S. 463–465, 474). Des Weiteren diskutiert Polonsky die verschiedenen Varianten der jüdischen Kollaboration mit den Deutschen, verschiedene Formen des Überlebens und des jüdischen Widerstandes sowie den Alltag in den großen Ghettos wie Warschau, Łódź oder Vilnius (Bd. 3, S. 459–536). Die Haltung der sowjetischen Regierung zum Genozid an den Juden vervollständigt die Analyse dieses komplexen Themas und zeigt die große Diskrepanz zwischen den Reaktionen sowjetischer Politiker und Intellektueller (Bd. 3, S. 563–586).

Der Holocaust veränderte das jüdische Leben in Osteuropa enorm, aber die Juden wurden nicht überall fast vollständig ausgelöscht wie etwa in Polen, Litauen oder der Westukraine. In der Sowjetunion überlebten insgesamt ca. drei Millionen Juden; etwa die Hälfte von ihnen emigrierte jedoch nach 1979, was angesichts der antizionistischen Kampagnen und wirtschaftlichen Krisen wenig überraschend erscheint (Bd. 3, S. 591–592). Jedoch auch in Polen blühte das jüdische Leben kurz nach dem Krieg noch einmal auf. In niederschlesischen Orten wie Walbrzych oder Dzierżoniów wurde 1945 jüdische Musik gespielt, in Łódź wurde ein jüdisches Theater eröffnet und eine Gruppe von Überlebenden gründete die Jüdische Historische Kommission, die damals für die heutige Holocaust-Forschung sehr wichtige Dokumente sammelte. Das Ende für diese Aktivitäten kam in Polen durch die Pogrome von 1945, die politischen Repressionen von 1956 und die antizionistische Kampagne von 1968,

die die meisten in Polen nach dem Krieg noch lebenden Juden zur Emigration zwangen. Trotz dieser antisemitischen Entwicklungen kam es in den späten 1980er Jahren in Polen und im geringeren Masse auch in anderen Ländern, die einst Teile eines der wichtigsten Weltzentren des jüdischen Lebens gewesen waren, zur Wiedergeburt der jüdischen Traditionen und zur Beschäftigung mit der jüdischen und damit auch der eigenen Vergangenheit.

Polonsky ist etwas gelungen, was nur wenigen Historikern gelingt. Er hat eine sehr vollständige und einfühlsame Geschichte der Juden in Polen und Russland geschrieben, die sich trotz ihrer Länge gut liest. Sie zeigt, wie verflochten die jüdische und die osteuropäische Geschichte miteinander waren und wie wichtig der Holocaust diesem Zustand ein Ende setzte. Polonskys dreibändige Monographie ist ein Standardwerk, das eine umfangreiche Rezeption und Übersetzung verdient.

Grzegorz Rossoliński-Liebe, Berlin

GÁBOR KÁRMÁN / LOVRO KUNČEVIĆ (eds.): *The European Tributary States of the Ottoman Empire in the Sixteenth and Seventeenth Centuries*. Leiden, Boston, MA: Brill, 2013. IX, 449 S., Tab., Ktn.. = *The Ottoman Empire and Its Heritage*, 53. ISBN: 978-9-004-24606-5.

In den letzten Jahren hat sich das allgemeine und wissenschaftliche Interesse am Osmanischen Reich mit erfreulicher Geschwindigkeit entwickelt. Die Attraktivität des Themas löste in der Türkei selbst eine wahre „Osmanomanie“ in den bildenden Künsten, in Medien, Architektur und bis hin zu Mode und Esskultur aus. Gleichermaßen ist in der historischen Forschung ein steigendes Interesse erkennbar. Die in den letzten Jahren erschienenen Monographien und Sammelbände bieten einen weiterreichenden Blick auf das Osmanische Reich als frühere Forschungen. Diese neue Forschung betrachtet das Osmanische Reich nicht mehr ausschließlich aus der Perspektive des Mittelmeerraums (siehe etwa den kürzlich erschienene Sammelband: *Well-Connected Do-*

mains. Towards an Entangled Ottoman History, ed. by Pascal W. Fringes / Tobias P. Graf / Christian Roth / Gülay Tulasoğlu. Leiden, Boston, 2014. = *The Ottoman Empire and its Heritage. Politics, Society and Economy*, 57), vielmehr wird hier auf eine vergleichende Perspektive gesetzt. Das Osmanische Reich war nicht nur eine Mittelmeermacht. Die Interessen der Osmanen erstreckten sich vom Mittelmeerraum über weite Teile Osteuropas bis hin zum Persischen Golf, wobei an den Grenzen des Reiches ein komplexes und vielschichtiges System der Kontrolle und Eingliederung der Neueroberungen in das Reich geschaffen wurde. Letzterem Aspekt ist der von Gábor Kármán und Lovro Kunčević verantwortete Sammelband gewidmet. Er ging aus einer im Mai 2009 in Dubrovnik abgehaltenen Tagung hervor und ist in drei thematische sowie einen vierten komparativen Abschnitt unterteilt. Diese befassen sich mit den juristischen, diplomatischen und militärischen Aspekten der Beziehungen zwischen dem Osmanischen Reich und seinen verschiedenen Vasallen. Ergänzt wird der Band durch eine Einleitung der Herausge-

ber, ein abschließendes Kapitel, das sich mit der osmanischen Perspektive auf die Tributpflichtigkeit auseinandersetzt, sowie mit einem Register und historischen Karten. Der Anspruch der Herausgeber lag eindeutig auf einem möglichst breitgefächerten regionalen (Ragusa, Walachei, Moldau, Siebenbürgen, das Krimkhanat und das kosakische Hetmanat) und thematischen Spektrum der Beiträge.

In dem der Diplomatie gewidmeten Abschnitt liefert GÁBOR KÁRMÁN eine aufschlussreiche Vergleichsdarstellung der diplomatischen Praxis des Osmanischen Reichs gegenüber tributpflichtigen und souveränen Herrschern sowie eigenen Untertanen. So hielten interessanterweise die osmanischen Paschas von Buda oder Silistra ihre ständigen Repräsentanten am Hof in Istanbul, ähnlich wie die Herrscher Transsilvaniens, der Moldau und der Walachei. (S. 163–164) Kármán lokalisiert in seinem Beitrag die Standorte der Botschaften und anderen Vertretungen in der osmanischen Hauptstadt. Am Beispiel Transsilvaniens schildert er zudem das Zeremoniell und die Misshandlung der Diplomaten. VESNA MIOVIĆ bietet in ihrem Artikel einen Überblick über den diplomatischen Dienst von Ragusa. Die ragusischen Gesandten bekamen klare Instruktionen, die Stadt bei den Osmanen als möglichst arm und harmlos zu präsentieren. Sie sollten sogar bei der Ablieferung des Tributs theatralische Fähigkeiten beweisen, was die Verfasserin als „Theater der Armut“ bezeichnet (S. 205–207).

RADU G. PAUN widmet seinen quellenreichen Beitrag exemplarisch den moldo-walachischen Aufständen des 16. und 17. Jahrhunderts. Ein faszinierendes Beispiel stellt der von Paun erwähnte Gaspar Graziani dar. Graziani beherrschte zahlreiche Sprachen und unterhielt weitreichende politische und soziale Beziehungen. Diese Sprachkenntnisse und Beziehungen nutzte er, um sein Netzwerk im Osmanischen Reich zu erweitern, bis er dadurch schließlich den moldauischen Thron bestieg. Er versuchte, gemeinsam mit anderen rebellierenden Herrschern der Donaufürstentümer, eine gemeinsame moldo-walachische Front aufzubauen und schreckte dabei nicht vor Alli-

anzen mit dem Habsburgerreich, mit Polen-Litauen, Moskau oder den Kosaken zurück (S. 248). Paun kritisiert, dass die erfolglosen Aufstände in der Forschung immer noch teleologisch interpretiert werden. Er versucht in seinem Beitrag demgegenüber, diese Aufstände aus der Perspektive der zeitgenössischen Akteure darzustellen.

Der dritte Abschnitt wird von OVIDIU CRISTEA und seinem Beitrag über die militärische Zusammenarbeit der Donaufürstentümer mit dem Osmanischen Reich eröffnet. Cristea identifiziert die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts als die Anfangsphase der militärischen Kooperation, wobei erst nach der Schlacht bei Mohács (1526) die Pflicht zur Stellung eines Hilfskorps an die Osmanen festgesetzt wurde. Diese Hilfskräfte wurden üblicherweise in der direkten Umgebung der Fürstentümer eingesetzt, wobei walachische Truppen auch auf dem Balkan zum Einsatz kamen. Der sich grundsätzlich an Quellen aus dem 16. Jahrhundert orientierende Aufsatz von Cristea bietet einen guten Ausgangspunkt für weitere Forschungen in diese Richtung.

MÁRIA IVANICS spricht in ihrem minutiösen, aber dennoch ausgewogenen Beitrag die militärische Zusammenarbeit der Tataren und Osmanen an. Die höchst mobilen tatarischen Einheiten wurden von den Osmanen gerne sowohl an auf ungarischen, als auch auf den persischen Kriegsschauplätzen eingesetzt. Ivanics behandelt in ihrem Übersichtsbeitrag diplomatische, militärische, ökonomische und sogar ethnographische Aspekte der tatarischen Kriegsführung. Dabei werden auch neue Fragen beispielsweise nach der Rolle der Tataren bei der Versorgung der osmanischen Armee (S. 285) aufgegriffen. In den beiden weiteren Beiträgen des Abschnitts behandelt JÁNOS B. SZABÓ zunächst deskriptiv die transsilvanisch-osmanische Zusammenarbeit (1571–1688), während DOMAGOJ MADUNIĆ anschließend das Defensivsystem der ragusanischen Republik (ca. 1580–1620) untersucht.

Als besonders spannend erweist sich der vierte Abschnitt, der an den von Helmut G. Koenigsberger eingeführten und von John H. Elliott popularisierten Begriff der „zusammen-

gesetzten Monarchie“ anknüpft. In seinem komplexen, aber verständlichen Beitrag liefert SÁNDOR PAPP eine Systematisierung des osmanischen Provinzsystems. Die Atlanten und Gesamtdarstellungen der europäischen Geschichte bilden oft das Osmanische Reich als ein einheitliches und von einem Herrscher regiertes Territorium ab. Papp verweist dagegen auf verschiedene Ebenen der Abhängigkeit bei den unterschiedlichen Vasallen des Reiches gegenüber dem Zentrum in Istanbul. So bemühte sich beispielshalber der fast autonome Herrscher von Tunis 1709 um eine Verleihungsurkunde der Osmanen (S. 385; siehe dazu: CHRISTIAN WINDLER: *Diplomatic History as a Field for Cultural Analysis: Muslim-Christian Relations in Tunis, 1700–1840*, in: *The Historical Journal*, 44 [2001], 1, S. 79–106). Das osmanische Regierungssystem umfasste auch, so Papp, ein Konglomerat von lokalen und autonomen Gemeinden, die vorwiegend in den Grenzgebieten des Reiches lokalisiert waren (S. 417).

Der Band wird durch einen grundlegenden Beitrag von DARIUSZ KOŁODZIEJCZYK abgerundet. Unter Heranziehung von Beispielen aus dem osteuropäischen Raum, aber ebenso aus den Gebieten Kurdistans, des Jemen und des Kaukasus, unterstreicht *Kołodziejczyk* eine unscharfe Kategorisierung des Vasallentums durch die Osmanen und darüber hinaus deren Pragmatismus. So wurde das Khanat der Krim von den Osmanen inkonsequenterweise inner-

halb von zwei Jahren einmal als völlig unterworfen und ein anderes Mal als souverän kategorisiert (S. 422–423). Konträr zur Situation auf der Krim wurden die aufständischen Imame des Jemen nach längeren Kämpfen einfach auf ihren Posten als Vasallen des Sultans bestätigt (S. 423–425). Diese Situation führt *Kołodziejczyk* zu der provokanten Frage, welche Länder innerhalb und welche außerhalb des Osmanischen Reiches lagen – dies alles, um letztendlich eine sokratische Antwort zu geben, die den Forschungsschwerpunkt auf andere damit zusammenhängende Elemente des Reiches zu lenken versucht als nur auf die Frage der fehlenden oder existierenden Souveränität der Vasallen. Denn genau davon sind die nationalen Geschichtsschreibungen weiterhin besessen.

Zusammen mit dem ersten Abschnitt des Bandes, wo in fünf Beiträgen die juristische Lage der Vasallenstaaten (Moldau, Walachei, Khanat der Krim, Transsilvanien, Ragusa und die kosakische Ukraine) behandelt wird, erweitert, strukturiert und systematisiert der Band unser Wissen über die flexiblen Strukturen des Vasallentums innerhalb des Osmanischen Reichs während der Frühen Neuzeit und zeigt bestehende Forschungslücken auf. Zweifelsohne gehört der gewissenhaft editierte Band zu den besten Publikationen der letzten Jahre in diesem Forschungsfeld.

Mariusz Kaczką, Berlin

PAUL W. WERTH: *The Tsar's Foreign Faiths. Toleration and the Fate of Religious Freedom in Imperial Russia*. Oxford: Oxford University Press, 2014. XV, 288 S., 8 Abb., 4 Ktn., 10 Tab. = *Oxford Studies in Modern European History*. ISBN: 978-0-19-959177-0.

Paul Werth is a very rare exception among historians of the Russian Empire. Most of them focus on the imperial center and its interaction with just one of the vast borderlands of the Empire, while Werth in his studies of confessional politics has produced original research on almost all of the regions of the Empire,

from the Caucasus to the Baltic provinces, from the Western borderlands to the Volga region. To some extent he followed the logic of his subject, because the Romanov Empire strikes any observer with its religious diversity. By the end of the 19th century non-Orthodox subjects of the Tsars constituted almost one third of the population of the Empire.

Werth's new book offers a broad and comprehensive overview of religious policy and of confessional institutions which were established by the Empire as mediators between the authorities and religious communities. Nine chapters describe the gradual evolution of the

official policy of religious toleration until the implementation of the principle of freedom of conscience in the early 20th century. The five chapters of part 1 provide a review of the religious landscape of the Romanov Empire, discuss the institutional and legal arrangements for the regulation of foreign faiths, the problems of the Orthodox missionary activities, conversion and dissent, the discourse of religious toleration and the mostly unsuccessful attempt at reform of foreign confessions during the period of the so called Great Reforms of the 1860s. The reforms of 1860 had left mostly intact strict disciplining control of the authorities over foreign confessions. However, Werth stresses that Russia had an established tradition of religious toleration, including the dissent within non-Orthodox faiths. Orthodox proselytism was largely limited due to other imperial considerations.

Four chapters of the second part analyze the politicization of religious issues, which happened mostly due to the strong links between confession and nationality. Werth concludes that there were two main imperatives which limited freedom of foreign faiths in the Empire – the prevention of any apostasy from Orthodoxy and the prevention of any political involvement of the clergy. The second ‘sin’ was usually linked to involvement of the clergy in national movements. The most important case being the support of the uprising of 1863 by Catholic priests in the Western Borderlands.

Werth generally argues that the focus on nationality policy, which is so characteristic of the imperial studies, should be supplemented and balanced with the research of religious diversity and confessional policy. These factors were more important than nationality in the 18th century, and continued to be important up to the very end of the Empire. Werth, indeed, aims not at replacing the nationality issue with confessional policy, but at balancing these factors and showing how they were entangled in the 19th century. This puts chapter 6 *De-*

politicizing Piety, Russifying Faith in the very centre of the Author’s argument. Werth states that it was in the 1860’s that nationality became more important in the minds of imperial rulers than confession and started to be perceived as a category which reflects reality more deeply than religion. And, he continues, nationality at that time became intensely politicized, and religious issues were increasingly interpreted through that prism of politicized nationality. Here one would like to see more deliberation of the process and chronology of change, with Pestel and Uvarov, on the one hand, who treated nationality as the dominant factor vis-à-vis religion already in the 1820–1830s, and, with Leontiev and Rachinskii on the other hand, who refused to subjugate religion to nationality well into the 1870s.

Werth also looks at the establishment of the concept of freedom of conscience as a legislative program in the early 20th century, and the causes of a less accommodative policy since 1910. He shows convincingly that the establishment of freedom of conscience and the further implementation of this principle was not only a result of the revolutionary pressure in 1905–1906, but was also deeply rooted in ideological convictions of an important part of the imperial establishment.

It must have been a really painful task for Werth with all his immense knowledge of the subject to cut the text to a format of below 300 pages. He did it incredibly well, but still it came at a price. The book is almost sterile of any anecdotes and juicy details. Laic public might find it difficult to follow such a ‘condensed’ text. Still, beyond any doubt, this is a remarkable book, which makes an important conceptual contribution to the study of confessional policy in the Romanov Empire, and, on the other hand, provides the best point of entry into this thematic field for university students.

Alexei Miller, Saint Petersburg/Budapest

SVETLANA KORZUN: Heinrich von Huysen (1666–1739). Prinzenzieher, Diplomat und Publizist in den Diensten Zar Peters I., des Großen. Wiesbaden: Harrassowitz, 2013. IX, 268 S. = Jabloniana, 3. ISBN: 978-3-447-07003-4.

Im Mittelpunkt des vorliegenden Werkes steht das Wirken des im frühen 18. Jahrhundert in russischen Diensten stehenden deutschen Publizisten und Diplomaten Heinrich von Huysen. Svetlana Korzun betritt hiermit Neuland, ist ihre Darstellung doch die erste Monographie, die sich explizit dem 1666 in Essen geborenen Huysen widmet. Die Abhandlung ist aber mehr als ein biographisches Werk zu einem wichtigen ausländischen Akteur am Hofe Peters des Großen. Korzun versucht nicht nur, „das Wirken und die Leistungen Huysens in die Bedingungen und die Anforderungen seiner Zeit einzuordnen“, sondern mit einer Anknüpfung an aktuelle Forschungen zu Russland an der Schwelle vom 17. zum 18. Jahrhundert, „den historischen Weg Russlands auf neue Art zu beleuchten“ (S. 7).

Nach einer thematischen Einleitung und einer kleinen Skizze zu Heinrich von Huysens familiärer Herkunft, seinem Werdegang und frühen Prägungen und Einflüssen (Kapitel 2) beschreibt Korzun in insgesamt elf Abschnitten Huysens Wirken im petrinischen Russland. Nachgezeichnet werden seine Anfänge als Hofmeister und Lehrer des Thronfolgers Aleksej, seine publizistisch-propagandistische Auseinandersetzung mit dem 1702 aus Russland ausgewiesenen und seit 1706 in schwedischen (also – vor dem Hintergrund des Großen Nordischen Krieges – feindlichen) Diensten stehenden Martin Neugebauer, Huysens Einflussnahme auf das westliche Russlandbild und sein Beitrag zum Wissenstransfer zwischen dem Westen und dem petrinischen Russland. Letzterem Punkt räumt Korzun in ihrer Abhandlung etwas mehr Platz ein. Huysens starke Vernetzung mit anderen, vornehmlich in Deutschland wirkenden Gelehrten wie dem Frühaufklärer Gottfried Wilhelm Leibniz oder dem protestantischen Prediger und Sekretär der 1700 in Berlin gegründeten Sozietät der

Wissenschaften Daniel Ernst Jablonski war ein wichtiger Eckpfeiler in Russlands geistiger Öffnung nach Westen und bei der Aufnahme zahlreicher multilateraler Beziehungen in Wissenschaft, Buchhandel und Verlagswesen.

Neben seiner Berater- und Gelehrtenfunktion wirkte Huysen auch als Diplomat Peters I. Hervorzuheben ist hier vor allem seine dreijährige Gesandtentätigkeit in Wien (1705–1708), während derer Huysen vor dem Hintergrund des schwedisch-russischen Konflikts in allererster Linie als Nachrichtenübermittler tätig war und „die Pläne der europäischen Mächte und deren Kräfteverteilung im Großen Nordischen Krieg [...] an den Zaren und dessen Mitarbeiter weiterleitete.“ (S. 145).

Etwas dezidiert thematisiert Korzun die in weiten Teilen Europas verbreitete, recht negative Wahrnehmung Russlands um 1700 sowie den Versuch des petrinischen Hofes (Huysen mit eingeschlossen), sich durch eine gezielte Gegenpropaganda „in ein freundliches Licht zu rücken“ (S. 82). Hier tat sich Heinrich von Huysen als ein eifriger Propagator eines positiven Russlandbildes hervor. Korzun weist auf mehrere einschlägige deutsch-, italienisch- oder französischsprachige Lobschriften hin, auf die Huysen mehr oder weniger Einfluss genommen hatte. Vor allem die 1713 verfasste *Relazione geografica storico-politica dell' imperio di Moscovia* des Giovanni Christoforo Wartis, in der „man die Mitwirkung Huysens klar erkennen“ könne, zeige, „dass sich der Einfluss“ des in russischen Diensten stehenden Deutschen, „nicht nur auf deutschsprachige Gebiete, sondern auch darüber hinaus ausdehnte“ (S. 87–88). Zu einer Verbesserung des Russlandbildes sollten auch Huysens Abhandlungen zur russischen Geschichte beitragen. Mit Hilfe der Heroisierung Peters des Großen – etwa im Anfang des 18. Jahrhunderts verfassten Journal Peters I., das allerdings erst 1787/1788 zur Veröffentlichung kam – war Huysen bemüht, Russland eine günstigere Außenwahrnehmung zu verschaffen.

Weniger gelungen fällt hingegen der Abschnitt zum *Russlandbild in Europa vor Peter I.* aus. Die Autorin verweist hier zurecht auf die in der Mitte des 16. Jahrhunderts verfassten

Rerum Moscoviticarum Commentarii, das grundlegende Werk Sigismund von Herbersteins. Ferner zählt sie den Reisebericht *Beschreibung Der Muscovitischen und Persischen Reyse* des aus Aschersleben stammenden Diplomaten und Polyhistor Adam Ascanius Olearius auf. Aus diesen zwei zweifellos wichtigen, aber selektiven Abhandlungen ein gesamteuropäisches Russlandbild, wie in der Kapitelüberschrift suggeriert, herzuleiten, kann nur wenig überzeugen. Den Wurzeln des negativ konnotierten europäischen Russlandbilds in der Frühen Neuzeit hätte Korzun durchaus mehr Platz als nur eine knappe Seite widmen können. So fehlt der Hinweis auf vergleichbare, bis ins Spätmittelalter reichende denunzierende Beschreibungen aus Italien bzw. Rom (Enea Silvio Piccolomini und seine *Cosmographia*), England, Frankreich und nicht zuletzt Polen (Erazm Ciolek, Maciej Miechowita, Stanislaw Orzechowski). Wünschenswert wäre auch ein Itinerar, d. h. eine graphische Darstellung der zahlreichen

Reisen und Wirkungsorte in HuysSENS bewegtem Leben gewesen, um so einen besseren Überblick zur Reichweite seines Wirkungskreises in Diensten des Zaren zu geben.

Diese kleineren Kritikpunkte sollen aber den durchaus positiven Gesamteindruck der Monographie keinesfalls trüben. Das Werk stellt im Großen und Ganzen eine solide geschriebene biographische Untersuchung zu einer tragenden Persönlichkeit am Hofe Peters des Großen dar. Völlig neue Blickwinkel bietet die Untersuchung zwar nicht, sie berücksichtigt aber alle essentiellen Aspekte von HuysSENS Wirken im petrinischen Russland. Zudem gelingt es Korzun, einen treffenden Eindruck von Russland an der Schwelle vom 17. zum 18. Jahrhundert und damit einhergehend von den weitreichenden politischen und gesellschaftlichen Veränderungen unter Peter I. zu vermitteln.

Paul Srodecki, Gießen

ROBERT E. JONES: Bread upon the Waters. The St. Petersburg Grain Trade and the Russian Economy, 1703–1811. Pittsburgh, PA: University of Pittsburgh Press, 2013. XII, 298 S., 30 Tab., 4 Ktn. = Pitt Series in Russian and East European Studies. ISBN: 978-0-8229-4428-7.

Mit St. Petersburg wurde eine Stadt an der Peripherie des Reiches zur Metropole und Residenz, die zwar einerseits als Hafen eine wichtige Funktion besaß, jedoch darauf angewiesen war, dass Lebensmittel zu Versorgung der wachsenden Bevölkerung von weither herangeführt wurden. Dies war einer der Gründe, warum Denis Diderot Katharina II. vorschlug, die Hauptstadt wieder nach Moskau zurückzuverlegen. Bekanntermaßen lehnte Katharina ab; das Problem aber blieb: Wie und auf welchem Wege konnte die Hauptstadt versorgt werden?

Dies ist die zentrale Frage des neuen Buches von Robert E. Jones, einem ausgewiesenen Experten für Russland im 18. Jahrhundert und hier insbesondere für den (Hoch)adel in

der Zeit Katharinas II. Ganz zu Recht stellt er einleitend fest, dass über die Wirtschaftsgeschichte Russlands im 18. Jahrhundert, insbesondere auch über wirtschaftsgeographische Fragen im Zuge der katharinäischen Reformpolitik, zu wenig geforscht und bekannt ist. Den Grund hierfür macht er in den vorherrschenden kulturgeschichtlichen Zugängen aus, die er im Hintergrund seiner Arbeit mitdenkt, die aber seines Erachtens „in der Luft hängen“, wenn wirtschaftsgeschichtliche Grundlagen unbekannt bleiben. Pointiert ließe sich formulieren, dass ohne die Kenntnis der ökonomischen Basis die Erforschung der symbolischen Kommunikation ins Leere läuft. Dem will er mit dem vorliegenden Buch abhelfen. Auf der anderen Seite betont Jones selbst die Grenzen der Erkenntnismöglichkeiten seines Zugangs. Über Lebenswelten der Menschen, wie sie etwa David Ransel jüngst zum 18. Jahrhundert in Russland interessierten, gibt sein Ansatz nur begrenzte Aufschlüsse.

Jones gliedert sein Buch in acht thematische Kapitel, die für sich gelesen werden können und die jeweils einen plastischen Einstieg über

„eine Geschichte“ wählen, um dann diese „Geschichte“ zu kontextualisieren und mit quantitativen Daten zu unterfüttern. Deren teilweise begrenzte Aussagekraft nutzt er umsichtig. Kapitel 1 und 8 bieten jeweils den historischen Kontext. Im ersten Kapitel schildert Jones die Gründung der Stadt an der Peripherie und ihren wachsenden Versorgungsbedarf, den man noch in der Zeit Peters I. grundsätzlich lösen wollte, indem der Staat massiv über Kanalbauten in die Infrastruktur investierte, um über weite Entfernungen Getreide in dem benötigten Ausmaß heranführen zu können. Schon in diesem Kapitel konstatiert Jones – und dies wird er in den folgenden wiederaufgreifen –, dass der Staat zwar oft den Rahmen setzte und die Initiative ergriff, dass aber überall das private ökonomische Interesse so groß war, dass diese Angebote genutzt und fortentwickelt wurden. Freilich blieb das Problem der Versorgung brisant, da die Stadt auch im 18. Jahrhundert schnell und dynamisch wuchs. Noch 1808 hieß es in einem Brief an Alexander I., dass die Ernährung der Hauptstadt eine Herausforderung bleibe.

In den mittleren Kapiteln arbeitet Jones eine Fülle von Fragen ab, die sich aus dem Fokus seiner Untersuchung ergeben. Er schildert, wie das südwestliche und nordwestliche Hinterland in ihrem Handel auf St. Petersburg orientiert wurden; er stellt in einem mikrogeschichtlichen Zugriff vor, wie Provinzen und Provinzorte in den Handel eingebunden wurden, und er fragt nach Trägergruppen des Handels: Es waren keineswegs nur adlige Unternehmer, die sich im Handel engagierten, sondern auch die von Peter I. und Katharina II. auf je unterschiedliche Weise geförderte, auch rechtlich gefasste Gruppe der Kaufleute. Jones zeigt, in welchem Ausmaß Roggen und Weizen, auch in verarbeiteter Form, durch das Land transportiert wurden und wie der Handel selbst über große Distanzen organisiert wurde. Jones lässt sich auch auf das schwierige Thema der Finanzierung von überregionalem Handel ein, indem er das wenig entwickelte Bankwesen, die Bedeutung des Papierrubels und von

Geldwechsellern für die praktische Durchführung darstellt.

In den letzten beiden inhaltlichen Kapiteln beschäftigt sich Jones mit der Südexpansion des Imperiums und seiner Bedeutung für den Handel sowie mit den neuen Initiativen von Paul I., der zu den Kritikern der Südwendung Katharinas gehörte und wieder stärker auf die verbesserte infrastrukturelle Anbindung St. Petersburgs setzte. Mit einer grundlegenden Überholung der Lagoda-Kanals und der Inbetriebnahme des Mariinskij-Kanals in der Zeit Alexanders I. existierten zumindest drei alternative Wasserwegsysteme, um Getreide von der Wolga nach St. Petersburg zu bringen. Zugleich florierte aber auch der Hafen von Odessa, der nach dem Frieden von Jassy angelegt werden konnte und zu *der* Metropole im Süden avancierte.

In seinem Schluss plädiert Jones nachdrücklich und überzeugend, das Wirtschaftssystem Russlands nicht als etwas von europäischen Ökonomien Distinktes zu sehen, sondern als eine europäische Variante. Dieser Befund ist nicht deshalb überzeugend, weil auch die Eliten des Imperiums dies im 18. Jahrhundert selbst so sahen und auch die politischen Eliten in Europa das Russland der Sattelzeit als eine „europäische Macht“ begriffen, sondern vor allem auch, weil die Marktmechanismen, das erfolgreiche private mittlere und kleinere Unternehmertum, der regionale bäuerliche Handel und die elaborierte Nutzung eines differenzierten Systems von Wechseln dafür sprechen. Gerade für die Mikroebene hat der Autor interessantes Archivmaterial zutage gefördert. Das von ihm aufbereitete statistische Material gibt vielfältigen Aufschluss über Wirtschaftsweise und ökonomisches Handeln im Russland des 18. Jahrhunderts und geht über jüngere und ältere Standardwerke in seiner Nuanciertheit deutlich hinaus. Man kann Robert Jones nur zustimmen: Wirtschaftsgeschichte zu schreiben, dies zeigt sein verdienstvolles Buch, vermittelt lohnende Erkenntnisse.

Jan Kusber, Mainz

PHILIPP MENDER: Die Heilige Allianz. Religion und Politik bei Alexander I. (1801–1825). Stuttgart: Steiner, 2014. 456 S. Historische Mitteilungen – Beihefte, 87. ISBN: 978-3-515-10811-9.

Wenn geschichtswissenschaftliche Paradigmenwechsel einander ungefähr im Halbjahresrhythmus jagen, mag schon einmal der Gedanke aufkommen, dass in der Rückbesinnung auf altehrwürdige historiographische Genres wie Herrscherbiographie oder Diplomatengeschichte heutzutage die eigentliche Innovationschance des Faches liege – vorausgesetzt natürlich, man blickt dabei über den Tellerrand und bleibt für theoretische und methodologische Anregungen offen. An einer solchen Genreerneuerung versucht sich Philipp Menger in seiner Potsdamer Dissertation. Seine Intention ist eine dreifache: Zum einen möchte er erkunden, inwieweit Religion im frühen 19. Jahrhundert ein *Movens* der internationalen Beziehungen war, was von der Forschung bislang kaum berücksichtigt worden sei. Zum andern will er dem konkreten Einfluss nachspüren, den Religion auf Persönlichkeitsentwicklung und Außenpolitik Alexanders I. von Russland gehabt hat. Drittens hinterfragt er kritisch einige der etablierten Auffassungen von der Heiligen Allianz und dem von dieser geprägten europäischen Staatensystem seit dem Ende der Napoleonischen Kriege.

Die Formalkritik ausnahmsweise vorweg. Leider verfügt das Buch über keinen Personen- oder Sachindex, der gerade bei dieser Thematik sehr hilfreich wäre. Einige Irrtümer im Detail stechen ins Auge; z.B. nennt der Autor Kaiser Franz I. von Österreich auch nach 1806 beharrlich „Franz II.“ (S. 260 u.ö.); mit „Dowager Kaiserin“ (S. 140, 150) ist die Kaiserinmutter gemeint; auf S. 138 f. ist für November/Dezember 1805 die Chronologie durcheinandergeraten. Die Schreibweise russischer Namen wechselt oft ohne System zwischen Transliteration, Transkription und Übersetzung; die Transliteration der russischsprachigen Titel ist sehr fehlerhaft. Im empirischen Teil gibt es einige unnötige Wiederholungen; beispielsweise werden die Brände von Smo-

lensk und Moskau 1812 und ihr Einfluss auf Alexander gleich dreimal inhaltlich praktisch identisch abgehandelt.

Vor allem leidet das Buch mit mehr als einem Viertel des Darstellungstextes (S. 13–109) an der deutschen Dissertationskrankheit überschießender Theorie. In diesem um Alfred Schütz' Erfahrungs- und Handlungssoziologie kreisenden Einleitungskapitel versucht der Autor, einen theoretischen Ansatz für seine Sicht auf die russische außenpolitische Entscheidungsbildung zu finden; es will ihm nicht recht gelingen. Denn immer wieder neue Begriffe führen nur zu neuen Definitionen, die wiederum mit neuen Autorennamen und Texten samt wissenschaftsgeschichtlicher Herleitung flankiert werden; so geht es fort in einer schier endlosen Reihung von *name dropping* und Textparaphrase. Keiner der behandelten Begriffe verleiht der anschließenden empirischen Darstellung Struktur und Kohärenz. Es entsteht der Eindruck, dass diese ausufernde Einleitung vorwiegend den Verdacht zerstreuen soll, die gewählte Thematik könne nicht hinreichend relevant sein.

Dabei hat diese eine solche Rechtfertigung gar nicht nötig. Es ist schließlich keine triviale Fragestellung, inwieweit in einem autokratischen System eine religiöse Erweckerfahrung Einfluss auf die Persönlichkeitsentwicklung des Herrschers und seine (außen-)politischen Entscheidungen genommen hat, solange letztere zusätzlich auf ihre Möglichkeiten und Grenzen innerhalb der vorgegebenen soziopolitischen Strukturen untersucht werden. Für Menger steht außer Zweifel, dass die napoleonische Invasion von 1812 Alexander infolge einer schweren seelischen Erschütterung aus einem konfessionell eher indifferenten, Ideen der westlichen Aufklärung verhafteten jungen Kaiser in einen tief religiösen Menschen verwandelt habe. Dieser habe allerdings Orientierung und Halt nicht in der traditionellen Orthodoxie, sondern in einer eher als christlich-ökumenisch zu bezeichnenden, vom Pietismus beeinflussten Religiosität gesucht. Menger belegt dies recht überzeugend mit zahlreichen privaten Korrespondenzen Alexanders und überlieferten Gesprächen, wobei die Irreligiosität des Zaren vor 1812 allerdings ein

argumentum ex silentio zu sein scheint.

Nach Menger gewann die „Konversion“ Alexanders dadurch politische Wirkung, dass die Außenpolitik des Kaisers seither entschieden pazifistisch grundiert und auf die Errichtung einer stabilen europäischen Friedensordnung ausgerichtet gewesen sei. Deshalb sei die religiöse Begründung der Heiligen Allianz keine bloße Rhetorik gewesen, sondern habe auf der Überzeugung gefußt, dass Friedenssicherung im Interesse des Völkerglückes die wichtigste Aufgabe einer jeden Regierung sei. Anders als ihr landläufiges historiographisches Image sei die Heilige Allianz allein deshalb kein bloß restauratives Projekt gewesen, weil Alexander kein monarchistischer Legitimist, sondern bereit gewesen sei, einem jeden Land die aus seiner Geschichte und Gesellschaftsverfassung abgeleitete Regierungsform zuzugestehen, gegebenenfalls also auch eine republikanische. Einen Beleg für diese These sieht Menger u.a. in der Einrichtung Kongresspolens als konstitutionelle Monarchie. Was die Grundidee der Heiligen Allianz vom älteren System des *balance of power* unterschieden habe, sei die Abkehr von der „Pentarchie“ der europäischen Großmächte als bloßer Austarierung ihrer geopolitischen Interessen auf Kosten schwächerer Staaten gewesen, deren souveräne Eigeninteressen nunmehr völkerrechtlich vorbehaltlos anerkannt worden seien. Da Alexander aus eigener lebensgeschichtlicher Erfahrung Revolutionen als Hauptursache der Kriege betrachtete, bargen diese Vorstellungen zugleich jedoch auch den Willen, den Status quo im Innern um jeden Preis zu erhalten.

Menger überzeugt weitgehend mit der psychohistorischen Revision der Persönlichkeit Alexanders, bei der er etliche Detailkorrekturen an bisherigen Sichtweisen vornehmen kann. Beispielsweise zeigt er, daß bestimmte Einflüsse auf Alexanders religiöse Vorstellungswelt (Jung-Stilling, Baronin Krüdener u. a.) wohl überschätzt wurden und der russische Kaiser tatsächlich eine äußerst idiosynkratische Religiosität pflegte, die keiner etablierten Glaubensrichtung oder Sekte zuzuordnen war.

Insgesamt kann die Darstellung dennoch nicht ganz überzeugen. Menger verfehlt die

Stoßrichtung des eigenen Ansatzes, wenn er sich nachzuweisen bemüht, Alexander habe seine eigene politische Linie im Zweifelsfall auch gegen die Konzeptionen seiner Berater verfolgt. Um Herrschaftshandeln und auch dessen religiöse Fundierung historisch einordnen zu können, reicht es jedoch nicht aus, den Herrscher als selbständig denkende Persönlichkeit zu charakterisieren. Vielmehr ist es notwendig, seine Entscheidungsspielräume innerhalb seines persönlichen soziokulturellen Bezugsrahmens wie auch des größeren politischen, sozialen und kulturellen Handlungsraumes auszuloten. Menger interessiert sich aber nicht dafür, inwieweit Religion etwa auch für andere europäische außenpolitische Akteure wie z.B. Metternich oder Castlereagh eine Bezugsgröße darstellte, ob Alexanders Religiosität also überhaupt in den internationalen Beziehungen politische Relevanz besaß und nicht bloß ideologisch-propagandistisch umgemünzt wurde. Wichtiger noch, der Autor sucht keine Erklärungen dafür, wieso der geläuterte Zar nach 1815 nicht zu den Reformprojekten seiner jüngeren Jahre zurückkehrte und seine früheren Weggefährten im politischen Abseits blieben. Auch innenpolitisch war der Handlungsspielraum des Zaren offenbar begrenzt, was Menger u.a. am Beispiel von wichtigen personalpolitischen Entscheidungen konzedieren muss, die gegen den Willen des Zaren, unter dem Druck der „Gesellschaft“ (d.h. der Petersburger Hofgesellschaft oder des höheren Adels insgesamt) fielen. War nicht Alexanders seit 1816 zunehmendes Desinteresse an den öffentlichen Angelegenheiten eine Kapitulation vor der Einsicht, dass auch der Selbstherrscher der Reußen an den verfestigten soziopolitischen Bedingungen des Landes nichts zu ändern vermochte? Seine religiöse Konversion mochte zu hehren Ideen, aber nicht zu einer neuen politischen Praxis geführt haben. Spätestens nach dem nächsten Herrscherwechsel erwies sich, dass die Beharrungskräfte der gesellschaftspolitischen Strukturen überwogen und von der Heiligen Allianz weniger die Friedenssidee, als das Recht auf antirevolutionäre Intervention übrigblieb, letztlich also doch ein restaurativer, wenn nicht reaktionärer Gedanke.

Andreas R. Hofmann, Leipzig

ROBERT LUFT: Parlamentarische Führungsgruppen und politische Strukturen in der tschechischen Gesellschaft. Tschechische Abgeordnete und Parteien des österreichischen Reichsrats 1907–1914.

Band 1. München: Oldenbourg, 2012. XVII, 667 S., zahlr. Abb., Tab. = Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, 102/1. ISBN: 978-3-486-58051-8.

Band 2: Biographisches Handbuch der tschechischen Mitglieder des Abgeordnetenhauses des österreichischen Reichsrats 1907 bis 1914. München: Oldenbourg, 2012. 561 S., Tab. = Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, 102/2. ISBN: 978-3-486-58051-8.

Robert Luft hat sich mit dieser Publikation unauslöschlich in die Geschichtsschreibung der böhmischen Länder eingetragen. Heutzutage ist es als wahrhaft herausragende Erscheinung zu werten, dass ein Autor allein in der Lage war, ein solch komplexes Thema zu bearbeiten, und das noch unter Nutzung einer so riesigen Menge an Quellen und Literatur. Luft krönte mit diesem Werk seine mehr als dreißig Jahre andauernde Forschung zur Politik in den böhmischen Ländern in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg.

Die Publikation ist in zwei Bände unterteilt. Der erste schildert detailliert die Geschichte der politischen Parteien und die Aktivitäten ihrer Mitglieder. Der zweite Band ist ein biographisches Wörterbuch von Lebensdaten einzelner Politiker. Jedes Stichwort ist dabei nach einer einheitlichen Struktur aufgebaut (familiäre Herkunft, berufliche Karriere, parlamentarische Aktivitäten, Funktionen usw.), einschließlich einer detaillierten Angabe der Informationsquellen zu jeder Persönlichkeit. Nicht traditionell (jedoch umso interessanter) ist die Aufnahme einer Sektion *Kommentare zur Person* zu den meisten biographischen Stichwörtern, wo Luft wertende Meinungen zu den Betroffenen aus der Sicht ihrer Zeitgenossen anführt. Tatsächlich kann der erste Teil nicht ohne den zweiten gelesen werden. Im Gegenteil, der Leser ist buchstäblich gezwungen, zwi-

schen beiden Teilen hin und her zu springen und partielle Fakten zu den einzelnen Personen im zweiten Band zu suchen, während er die allgemeinen Kapitel des ersten Bandes liest.

Der wichtigste Interpretationsrahmen des Buches gründet sich auf das ursprüngliche Modell des politischen Parteiensystems (*cleavage*) von Lipset und Rokkan. Auf der Basis dieser Perspektive konstatiert der Autor dann die Existenz von fünf politischen Lagern im Rahmen des tschechischen politischen Spektrums. Aufgrund der spezifischen konfessionellen Bedingungen der tschechischen Gesellschaft formierte sich zwischen dem national-liberalen Lager und dem Lager des politischen Katholizismus am Beginn der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts ein eigenwilliges agrarisches Lager. Die nationalistische Spannung hatte im selben Zeitraum eine Aufspaltung des Arbeiterlagers in ein national-radikales, das von der national-sozialen Partei repräsentiert wurde, und ein internationalistisch ausgerichtetes der Sozialdemokratie zur Folge. Die Existenz bedeutender regionaler Spezifika wurde dann durch die Verwaltungsgliederung der Kronländer potenziert. Deshalb kann nur schwerlich irgendein theoretisches Konzept einer einheitlichen tschechischen politischen Kultur definiert werden. Die Parteiensysteme in Böhmen, Mähren und Schlesien unterschieden sich nach Lufts Ansicht zu stark, als dass eine solche Konzeption erfolgreich sein könnte, wenngleich er selbst diesen allgemeinen Begriff gelegentlich verwendet, wenn er von den Systemcharakteristika der tschechischen Politik spricht.

Die Systemperspektive wird, und darin besteht einer der wichtigsten positiven Beiträge von Lufts Arbeit, durch die Methode eines kollektiven Biogramms ergänzt. Die Verarbeitung der einzelnen *cleavages* hängt in nicht geringem Umfang vom Stand der Forschungen und den historischen Studien ab, auf die sich der Autor stützen konnte. Deshalb ist zu entschuldigen, dass seine Beschreibungen Schlesiens bei einer fehlenden komplexen Verarbeitung der dortigen Politik, was die Gründlichkeit der Ausführungen betrifft, nicht an die Informationen zur Politik in Böhmen und Mähren herankommt.

In ähnlicher Form ist seine Verarbeitung der politischen Dimension der Arbeiterbewegung (national-soziale und sozialdemokratische Bewegung) im Vergleich mit den Analysen z. B. des national-liberalen Lagers oder des Lagers des politischen Katholizismus oberflächlicher und weniger gründlich.

Gruppensolidarität, die auf geteilten Traditionen, Werteskalen und Lebenswelten beruhte, und weniger geballte Ideologie sieht der Autor als Hauptfaktoren der Kohärenz der einzelnen Lager an, aus denen sich schrittweise mächtige politisch-gesellschaftliche Säulen, kollektive Interessengruppen und Zusammengehörigkeitsgefühle entwickelten. Aus den partikularen soziopolitischen Milieus schöpften die einzelnen politischen Lager ihr Zusammengehörigkeitsgefühl. Die Ideologie spielte in der politischen Kultur eine eher marginale Rolle. Die tschechischen politischen Parteien betrachtet Luft weder als ideologisch, noch (etwas überraschend) als ständisch begründet, und zwar mit der Begründung, Angehörige der normalen Ständegruppen (Landwirte, Arbeiter, Beamte, Handlungsgehilfen bzw. Lehrer) würde man grundsätzlich nicht in der Klientel von mehreren politischen Parteien finden. Stattdessen spricht er von Milieuparteien bzw. sektoralen Volksparteien. Diese These Lufts dürfte die kontroverseste sein und in Zukunft Widerspruch aus der Historikerzunft hervorrufen.

Wenngleich der Autor in seinem Buch konsequent chronologisch vor- und in seiner Interpretation nicht bis über die Zeit nach 1914 hinausgeht, kann sein Buch auch als große Errungenschaft für die Geschichte der Tschecho-

slowakei der Zwischenkriegszeit angesehen werden. Der Leser versteht die extreme Politisierung des Lebens und die Funktion der politisch-gesellschaftlichen Säulen in der ersten Republik besser. Lufts Arbeit deckt in dieser Hinsicht eine starke Kontinuität bei der Herausbildung eines politischen Lebens in den böhmischen Ländern auf. Der Autor spricht explizit davon, dass die tschechische Gesellschaft im Kontext Europas vor 1914 eine der am stärksten politisierten war. Wenngleich er dies zu Recht als charakteristisches Merkmal weiterer „versäulter Gesellschaften“ wie derjenigen Belgiens, der Niederlande oder der Schweiz betrachtet, ist ihm eine komparative Perspektive fremd; die Mechanismen der Errichtung eines solchen Typs von Gesellschaftsordnung studierte er nicht weiter. Dies hinderte ihn jedoch nicht daran, die tschechische Gesellschaft als außergewöhnlich und unikat zu bezeichnen, nicht nur im Kontext der übrigen nationalen Gesellschaften der Habsburgermonarchie, sondern auch Vorkriegseuropas im Ganzen. Ihre Ausnahmestellung bestand nach Lufts Ansicht in der hohen Anzahl und der inneren Kohärenz der einzelnen politisch-gesellschaftlichen Säulen. Wahrscheinlich veranlasste eben die schwache komparative Basis dieses sonst beachtlichen Werkes seinen Autor zu der Annahme eines tschechischen politischen „Sonderweges“. Dies ist ein großartiger und provokativer Gedanke, und als Rezensent kann man dem Autor nur wünschen, dass er sich als tragfähig und nachhaltig erweist.

Jakub Rákosník, Prag

ALEXANDRE SUMPFF: De Lénine à Gagarine. Une histoire sociale de l'Union soviétique. Paris: Gallimard, 2013. 931 S. = Collection Folio/Histoire, 207. ISBN: 978-2-07-034948-7.

Mit Sumpffs Sozialgeschichte liegt eine weitere umfangreiche Synthese der Sowjetgeschichte vor. Der junge französische Historiker interessiert sich vor allem für die Wechselbeziehungen von Herrschern und Beherrschten, die allen politischen und sozialen Umbrüchen zum

Trotz ein leidlich stabiles Regime und eine langlebige sowjetische Mentalität hervorbrachten. Das Buch konzentriert sich auf die Entstehung der Sowjetunion, ihre Erschütterung und Konsolidierung unter Stalin und schließlich die Tauwetterperiode unter Chrusčev. Sumpffs Verzicht auf die Einbeziehung der späten Sowjetunion beruht wohl auf der Einschätzung, dass sich das Wechselverhältnis zwischen sowjetischem Staat und sowjetischer Gesellschaft mit der Entstalinisie-

rung wesentlich veränderte und dass mit der Machtübernahme Brežnevs bereits die Geschichte des Niedergangs der UdSSR begann.

Für seine Darstellung wählt Sumpf einen thematischen Zugang, der demjenigen von Stephen Lovells *Soviet Union: A Very Short Introduction* (2009) ähnelt. Wo Lovell seinen Lesern nur knapp über hundert Seiten Lektüre zumutete, bietet Sumpf allerdings mehr als achthundert Seiten fakten gesättigter Darstellung und Analyse. Der erste und mit knapp vierhundert Seiten umfangreichste Abschnitt unter dem Titel *Sowjetisch sein* diskutiert vier Schwerpunkte: den imperialen Charakter des sowjetischen Projekts, den prometheischen Anspruch, einen neuen Menschentypus kreiert zu haben, die Frage des fortbestehenden Klassencharakters der Sowjetgesellschaft und schließlich die Ideologie und Praxis der sowjetischen Ökonomie. Mit etwas über zweihundert Seiten fällt der folgende Teil, *Bürger sein*, nur etwa halb so lang aus. Dieser konzentriert sich auf die Herrschaftsstrukturen und die Versuche, Herrschaft auf eine „soziologische Basis“, zu stellen. Sumpf diskutiert die verwendeten Mobilisierungsstrategien und Kontrollinstrumente und geht abschließend der Frage nach, inwieweit sowjetische Heldenfiguren (Intellektuelle, Arbeiterelite, Soldaten) in der Art von „Projektionsflächen“ funktionierende Integrationsangebote schufen. Er diskutiert in diesem Teil auch ausführlich Potential und Grenzen eingeführter soziologischer Analysekatoren für die sowjetische Gesellschaft. Noch etwas knapper präsentiert sich der letzte Teil, der sich unter dem Titel *strahlende Zukunft* zunächst den tatsächlichen oder vermeintlichen Erfolgsgeschichten der Sowjetunion wie dem Sieg über Hitlerdeutschland, Bildung und Wissenschaft oder Sport widmet. Dem folgen Abschnitte zum Funktionieren von Kommunismus als säkulare Ersatzreligion, zur Rolle von offizieller Kultur und *kulturnost* sowie zum Schicksal von Religiosität und Konfessionen.

Dieser Breite und Vielfalt im Einzelnen inhaltlich gerecht zu werden ist im Rahmen einer kurzen Rezension kaum denkbar. Ich beschränke mich im Folgenden deshalb auf einige wenige Aspekte. Zunächst zur Frage *quoi*

neuf? Sumpf hat keine revolutionäre Neuinterpretation der Sowjetgeschichte zu bieten. In vielem erkennt man Linien, die etwa Moshe Lewin bereits gezogen hat („Flugsandgesellschaft“). Sie werden von Sumpf systematisch ausgebreitet und mit Erkenntnissen der jüngeren Forschung unterfüttert. Damit ist Sumpfs Buch sicher mehr als eine Sozialgeschichte im engeren Sinne. Die oben skizzierten Themenabschnitte deuteten schon an, dass hier eine integrierte Sozial-, Kultur- und Politikgeschichte neueren Zuschnitts angestrebt wird, in der die Menschen und ihre Alltagserfahrung von zentraler Bedeutung sind. Im Allgemeinen gelingt es Sumpf überzeugend, diese Dimensionen zusammenzuführen. Ein gutes Beispiel dafür ist etwa die umfassende Diskussion von Wahlen als Repräsentations- und Mobilisierungsinstrument, zugleich aber auch als bidirektionaler Kommunikationskanal.

Innerhalb der Kapitel ist Sumpfs Darstellung zumeist gut informiert, das Buch rezipiert die englisch-, französisch- und russisch-, nicht aber deutschsprachige Forschung. Lediglich in Bereichen, die nicht unbedingt für seine Argumentation von zentraler Bedeutung sind, ist die Absicherung durch Primär- oder Sekundärquellen etwas dünn. Dies gilt etwa für die zehn Seiten, die dem Tourismus gewidmet sind. Hier stützt sich Sumpf auf einen einzigen Sammelband. Beim Feld der Religionen hat Sumpf unter anderem auch eine Reihe maßgeblicher neuerer französischsprachiger Publikationen nicht ausgewertet. Sumpfs Darstellungsweise ist klar und pointiert, allerdings neigt das Buch aufgrund des thematischen Zuschnitts dazu, historische Entwicklungsdynamiken zugunsten von strukturellen Aussagen zu überspielen. Dem minder vorinformierten Leser wird nicht immer unmittelbar klar werden, ob Sumpf beispielsweise gerade die Vorkriegs- oder Nachkriegsgesellschaft unter Stalin thematisiert.

Insgesamt wird deutlich, dass Alexandre Sumpf mit seiner voluminösen Sozialgeschichte der Sowjetunion von den Anfängen bis in die sechziger Jahre gegen die Dominanz der Politik- und Ideengeschichte in Frankreich anschreibt, auch wenn er selbst die simple Ge-

genüberstellung in seiner Einleitung nicht gelten lassen will. Er legt eine anspruchsvolle Synthese vor, die vor allem die jüngere Forschung in eindrucksvoller Breite rezipiert. Außerhalb Frankreichs wird man sich allerdings fragen, an wen sich dieses Buch primär richtet: Fachhistoriker werden die ein oder andere wertvolle Information oder originelle Analyseansätze finden, zu vieles ist für sie allerdings bereits Gemeingut. Für interessierte Laien bieten der thematische Zugriff und der damit verbundene Verzicht auf chronologische Gliederung zu we-

nig Orientierung. Sumpfs Neigung, seine Argumente mit einer Masse von Details und vor allem Daten zu unterfüttern, dürfte keiner der beiden Gruppen besonders entgegenkommen. Man mag darüber hinaus bedauern, dass das Buch nur einen engen Zeitrahmen von 1917 bis in die frühen sechziger Jahre abdeckt. Diese Einschränkung hätte allerdings klarer angedeutet werden können als durch ein schlichtes „... bis Gagarin“ im Titel.

Christian Noack, Amsterdam

NATALYA CHERNYSHOVA: *Soviet Consumer Culture in the Brezhnev Era*. Abingdon, Oxon, New York: Routledge, 2013. XVIII, 259 S., 15 Abb. = BASEES/Routledge Series on Russian and East European Studies, 90. ISBN: 978-0-415-68754-6.

Das Klischee, die Brežnev-Ära sei vor allem eine Zeit der Stagnation gewesen, wird zunehmend von der auch nicht mehr ganz neuen Erkenntnis abgelöst, dass sie eine Phase des Konsums darstellte, der politisch gewollt und ideologisch untermauert war. Hatte Stalin die sowjetische Gesellschaft mit aller Härte geschmiedet und Chruščev sich zunächst um die größte Versorgung der Grundbedürfnisse gekümmert, erlebten die Sowjetbürgerinnen und -bürger unter Brežnev einen „entwickelten Konsum“, der ihnen erlaubte, neue Wünsche zu artikulieren, auszuwählen und Ansprüche zu stellen. Auch wenn das Angebot dürftig und viele Läden leer blieben, gab es zumindest bis in die Mitte der 1970er Jahre eine beachtliche Entwicklung in der Produktion von Konsumgütern, dem sogenannten „Sektor B“, der durchaus einer Mehrzahl der Bevölkerung, nicht nur in den Ballungszentren, einen bescheidenen Wohlstand in Form von Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Möbeln, elektronischen Geräten und anderen Gebrauchsgegenständen ermöglichte, so die Autorin Natalya Chernyshova. Sie interpretiert die Entwicklung des Konsums, den Brežnev immer wieder auf Parteikongressen und Plenarsitzungen propagierte und der durch Kosygin's Reform im Sep-

tember 1965 auf den Weg gebracht wurde, als eine Form der sowjetischen Moderne. Konsum, so Chernyshova, ist kein Begriff, der dem westlichen Kapitalismus vorbehalten ist, sondern: „a multi-layered socio-cultural complex of practices and meanings, which ties together class, status, taste and material goods“ (S. 11). Es geht Chernyshova daher nicht um Konsum als Form des Eigensinns, gar des Widerstands, oder auch nur des Rückzugs des Staats, sondern sie betrachtet Konsum als ein weiteres, modernes Vehikel, mit dem die Partei versuchte, die Bürgerinnen und Bürger zu formen und auf ihr Privatleben Einfluss zu nehmen. Gleichzeitig, so Chernyshova, gab die neue Devise den Konsumenten das Heft des Handelns in die Hand: Sie waren keine wehrlosen Opfer des Defizits, sondern Akteure: „New non-class-based hierarchies and structures sprang up and were manifested through ownership of material objects.“ (S. 4) Chernyshova hat für ihre Studie nicht nur zentrale und regionale Archive in Moskau, Petersburg und Minsk, sondern auch Presse, Memoiren und nicht zuletzt Spielfilme und Belletristik ausgewertet. Ihr Buch ist in sieben Kapitel gegliedert: Die ersten zwei erläutern das Handeln von Staat und Partei, aber auch die Verarbeitung des mit dem neuen Konsum einhergehenden Wertewandels bzw. -verfalls in fiktionalen Quellen. Es folgen zwei Kapitel, in denen beschrieben wird, wie die Bevölkerung mit den neuen Konsumgütern umging. Abschließend präsentiert Chernyshova drei Fallstudien zum Thema Mode, Möbel und elektronische Geräte.

Die ersten zwei Kapitel liefern zur Frage der Kosygin'schen Wirtschaftsreformen wenig Neues, obwohl sie auf Archivquellen basieren. Chernyshova geht nicht weiter der Frage nach, ob und inwieweit die Einführung des kosten-deckenden Produzierens umstritten war. Aber sie stellt vor, wie entscheidend es war, dass die Konsumgüterindustrie die Möglichkeit erhielt und angehalten wurde, sich bei der Produktion direkt an die Vorgaben und Nachfragen von Läden zu halten. Chernyshova führt aus, wie erstmals 1965 eine Art sowjetische Marktforschung ins Leben gerufen wurde, die das Konsumverhalten den Fabriken verständlich machen sollte. Bemerkenswert ist ihre Analyse der Diskussion darüber, was denn nun das richtige, sowjetische Konsumverhalten sei, ohne in den inkriminierten *veshčym* – den Tanz um das goldene Kalb zu verfallen. Chernyshova zeigt, dass dies nicht nur ein von ‚oben‘ lancierter Diskurs war, sondern dass auch Intellektuelle wie Jurij Trifonov in Erzählungen über die ‚wahren‘ Werte der Intelligenz, soziale Aufsteiger und das Verwischen von sozialen Grenzen durch Konsum debattierten.

Chernyshova zeichnet ein Bild der spät-sowjetischen Gesellschaft, wie man es aus Erzählungen und ggf. aus eigenen Besuchen in den 1980er Jahren kennt: eine Gesellschaft, die sich nach sozialistischen Idealen bilden und entwickeln sollte, aber durch neue Konsummöglichkeiten und deren Verknappung von Fliehkräften erfasst wurde, die sie neu und unerwartet (ver-)formten: Hochschulbildung und Aufstieg in die Intelligenzija verloren an Popularität und Modellkraft, wenn man als Ladenangestellter oder Kellner viel einfacher und schneller an Statussymbole kam. Eine West-Jeans, ein Videorecorder oder eine Flasche Whiskey wurden nicht nur Zeichen, die die Sowjetbürger ‚lasen‘, sondern sie begannen auch, soziale Hierarchien und Bindungen neu zu definieren. Dazu kam, dass sich die Löhne der Arbeiter an die der Intelligenzija annähernten, so dass die Hochschulbildung nicht mehr als Zugangsvoraussetzung zu privilegiertem Konsum galt. Aber nicht nur das Verhältnis der Klassen, sondern auch der Generationen zueinander wurde durch den Konsum maßgeb-

lich verändert: Die Jugend machte Wünsche zu ihrer Priorität, die der Eltern- und Großeltern-generation fremd blieben. Dabei war „shoppen“ eine vom Westen vollkommen verschiedene Praxis: Einen Großteil der Zeit verbrachten die Käuferinnen – meist waren es Frauen – beim Anstehen; dem Schlangestehen widmeten sie mehr Zeit als der Kindererziehung. Gleichzeitig war eine große Mobilität gefragt, um nicht nur innerhalb der Stadt, sondern auch innerhalb der Staatsgrenzen den jeweils auftauchenden knappen Gütern hinterherzujagen. Chernyshova beschreibt sowohl die komplexe soziale Praxis, wie eine Warteschlange von 2000 Personen organisiert wurde, als auch die wirtschaftlichen Folgen, wenn Arbeitnehmer übermüdet vom nächtlichen Schlangestehen am Arbeitsplatz erschienen – oder auch nicht erschienen.

Konsumgüter waren nicht nur Statussymbole, sondern auch Botschafter aus dem Westen, ein Informationskanal zu einer verbotenen Welt. Und hier schwenkt Chernyshova in eine altbekannte Argumentation ein: dass nicht der Konsum an sich, sondern die Knappheit und die mangelnde Qualität der Güter zum Legitimationsproblem für die Sowjetunion wurden. Kleidungsstücke, Möbelgarnituren und Elektrogeräte waren Medien, die von einer anderen, wohlhabenderen Welt kündigten, der Staat und Partei nicht genügend entgegenzusetzen hatten. Ein eigener „sozialistischer“ Modegeschmack konnte nicht etabliert werden, eine Norm für das korrekte sozialistische Wohnen wurde bald nach Chruščevs Absetzung aufgegeben, und den Bedarf nach modernen Haushaltsgeräten hatte die sowjetische Regierung selbst motiviert, ohne ihn decken zu können. Die Sowjetunion, so Chernyshovas Schluss, scheiterte zwar daran, eine moderne Konsumwirtschaft zu errichten, aber „die langen 1970er Jahre“ brachten den modernen und kritischen sowjetischen Konsumenten hervor.

Chernyshovas Buch ist gut und dank des Quellenreichtums anregend geschrieben, aber es wartet mit wenig neuen oder erstaunlichen Erkenntnissen auf. Sie zeichnet im wesentlichen ein bekanntes Bild, das sie durch neue

Details ergänzt. Es ist schade, dass sie ihre Eingangsbeobachtungen zu den tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen, die der Konsum brachte, nicht weiter analytisch vertieft, sondern sich dann doch ganz in den Bann der

bekanntem Frage schlagen lässt, inwieweit der verhinderte Konsum zum Kollaps der Sowjetunion führte.

Susanne Schattenberg, Bremen

MARKUS PODEHL: *Architektura Kaliningrada*. Wie aus Königsberg Kaliningrad wurde. Marburg/Lahn: Herder-Institut, 2012. 420 S., 451 Abb., Ktn. = Materialien zur Kunst, Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas, 1. ISBN: 978-3-87969-375-7.

Der Name ist Programm – nicht umsonst hat Markus Podelh seinem Buch den russischsprachigen Titel *Architektura Kaliningrada* – also „Architektur Kaliningrads“ – gegeben: Podelh widmet sich mit seiner 2010 verteidigten und 2012 veröffentlichten Dissertation speziell der sowjetischen Architektur Kaliningrads der 1970er und 1980er Jahre – einer Zeit, die nur selten mit architektonischen Meilensteinen assoziiert wird. Wie der Titel signalisiert, will sich Podelh ganz und gar auf eine Kaliningrader Perspektive einlassen und seinen Untersuchungsgegenstand aus einem regionalen Horizont verständlich machen – also auch im übertragenen Sinne jene Sprache sprechen, mit der ein tieferes Verständnis für die Entwicklung Königsberg-Kaliningrads möglich ist.

Podelhs Ansatz ist schlüssig und bietet prinzipiell viele Gelegenheiten, unser Verständnis der sozialökonomischen Situation im *zustoj* der späten Sowjetunion um neuen Facetten zu bereichern.

Die von Podelh beschriebene Bauaktivitäten besaßen in Kaliningrad einen ganz besonderen Subtext: Sie wirkten einer jahrzehntelangen gefühlten Unsicherheit unter der Bevölkerung entgegen, inwiefern dem Gebiet Kaliningrad – das bis 1945 den nördlichen Teil der deutschen Provinz Ostpreußen mit seiner Hauptstadt Königsberg bildete und am Kriegsende von der Sowjetunion annektiert worden war – eine sowjetische Zukunft beschieden war. Erst jetzt investierte die Sowjetunion verstärkt in ihre westlichste Region, die sie zwar mit Sowjetbürgern vor allem aus Zentralruss-

land besiedelt hatte, aber dennoch lange Zeit vernachlässigte.

Podelh begreift sein Buch als „Versuch, die Formen der Kaliningrader Architektur aus ihren jeweiligen historischen Bedingungen und Absichten verständlicher zu machen [...]“ (S. 4); dabei geht er spannenderweise über ein althergebrachtes Verständnis der Stadtgeschichte hinaus und weist auf viele Kontinuitäten über den tiefen Bruch von 1945 hin, die „Königsberg als Stadt der Moderne“ auszeichnen (S. 4, 80).

Doch so bestechend der erste Eindruck des aufwändig ausgestatteten, stolze 1,2 Kilogramm schweren Bandes mit 451 (sic!) Abbildungen sein mag, so schnell verfliegt er angesichts einer sehr deskriptiv gehaltenen Darstellung der Stadtgeschichte Königsberg-Kaliningrads: Verblüffen muss schon als erstes, dass Podelh die aktuellsten Studien zu seinem Untersuchungsgegenstand zwar im Vorwort nennt, sie aber in seiner Arbeit faktisch ignoriert – nur so erklären sich seine nicht haltbaren Ausführungen, die bisherige Literatur vermittelte nur „ein vergleichsweise knappes und oberflächliches Bild der Ostseemetropole, [...] allzu verschwommene Eindrücke von der russischen Realität vor Ort bleiben tonangebend“ (S. 3).

Unreflektiert bleibt Podelh auch in seiner Begrifflichkeit, wenn „Totalitarismus, dessen Angst und Zerstörung fördernde Struktur der Stadt großen Schaden zugefügt hat“, als offenbar handelndes Subjekt weder ausgeführt noch kritisch thematisiert wird (S. 5); Unschärfen in der Übersetzung von Termini (beständiges Femininum von Gebiets-, Kreis- und sonstigen Arten von *ispolkom*; *tridevjatj region* mit „eine Gegend, weit weg“ übersetzt, S. 392) wecken Zweifel. Falsche Kartenbetitelungen („Ostpreußen 1815–1870“ in der Oberzeile, in der Unterzeile jedoch „Ostpreußen 1939–1945“,

S. 75; „Ostprien 1949–1991“ auf S. 82) sind nicht geeignet, diesem Eindruck abzuhelfen.

Vor allem aber vergaloppiert sich der Autor bei seinem Versprechen, es würden „nun erstmals, in Wort und Bild, explizit Architektur, Stadtgestalt und die Metamorphose des sowjetischen Kaliningrads untersucht“ (S. 3) – den so fruchtbaren Ansatz des *visual turn* führt Podehl ad absurdum: Die Illustrierung des Bandes, die in Kombination mit dem Text auf neue Weise zu einem tieferen Verständnis der Stadtgeschichte beitragen soll, erschlägt den Leser in ihrer überbordenden Fülle und mangelnden Aufbereitung – und fällt damit als Beleg für den Argumentationsgang häufig aus.

Planungsentwürfe für sowjetische Innenstädte werden auf unlesbares Kleinformat gebracht (S. 96–97), und auch Abbildungen an anderer Stelle sind kaum erkennbar (etwa S. 88, S. 97, S. 114). Fotografien von Gebäudedetails sind oft nicht ausgeführt und von geringer Aussagekraft (S. 10, S. 174–175) – Illustrationen zum „Einsatz von Schlackebetonroßblöcken“ oder „von Großplatten aus Keramsitbeton“ bleiben überflüssige Details, genauso wie eine doppelseitige Abbildung des Leninskij Prospekt in Kaliningrad an einem klaren Sommermorgen des Jahres 2006 (S. 370–371).

Solche Abbildungen rechtfertigt auch nicht unbedingt das prinzipiell nachvollziehbare Ziel Podehls, angesichts unsicherer zukünftiger Archivzugangsbedingungen viel Material auf Verdacht zu publizieren (S. 9). Sehr oft fehlen zudem Jahresangaben zu den Abbildungen, so dass diese erst umständlich am Ende des Bandes nachgeschlagen werden müssen und keine schnelle Orientierung möglich ist. Hinzu kommt die zweispaltige Gestaltung des Textes, die in Kombination mit den so zahlreichen Illustrationen den Lesefluss erheblich erschwert.

Was bleibt, ist der Eindruck, der Autor sei der Vielzahl von Abbildungen und der erforderlichen Interpretation nicht mehr Herr geworden. Eine Beschränkung auf aussagekräftige, nachvollziehbar erforderliche Abbildungen wäre hier dringend notwendig gewesen. Damit aber wäre wohl zu wenig vom erwähnten Anspruch übrig geblieben, „erstmalig, in Wort und Bild, explizit Architektur, Stadtgestalt und die Metamorphose des sowjetischen Kaliningrads“ zu untersuchen (S. 3).

Fazit: Der Anspruch auf „Pioniercharakter“ (S. 9) und das eher neblige Resultat der Arbeit stehen in einem markanten Kontrast zueinander. Das ist schade.

Per Brodersen, Berlin

Der Kreml und die Wende 1989. Interne Analysen der sowjetischen Führung zum Fall der kommunistischen Regime. Sonderband 15. Hrsg. von Stefan Karner / Mark Kramer / Peter Ruggenthaler. Innsbruck, Wien, Bozen: StudienVerlag, 2014. 712 S. = Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgen-Forschung. ISBN: 978-3-7065-5413-8.

Die Wende des Jahres 1989 in Osteuropa, die das Ende des Kalten Krieges herbeiführte, war das Ergebnis sehr unterschiedlicher und überaus vielschichtiger Vorgänge; viele Akteure in Ost und West waren daran beteiligt. Zahlreiche Monographien sind inzwischen erschienen, die auf östlichen wie westlichen Dokumenten – aus polnischen, tschechischen, ungarischen, bulgarischen, amerikanischen, britischen, französischen und nicht zuletzt auch ost- wie west-

deutschen Archiven – beruhen. Zur Politik der Kremlführung, der bei der Auflösung des äußeren sowjetischen Imperiums (die 1989 in ihre entscheidende Phase trat) natürlich zentrale Bedeutung zukommt, lagen bisher fast ausschließlich Materialien aus der Gorbačev-Stiftung vor, deren Bestände auch einigen besonders wichtigen monographischen Arbeiten, vor allem von Mark Kramer, zugrunde liegen. Die Lücke hinsichtlich der Publikationen aus staatlichen Moskauer Archiven wird geschlossen von dem hier besprochenen Band mit Dokumenten aus dem Russischen Staatsarchiv für Neueste Geschichte (*Rossijskij gosudarstvennyj arhiv novejšej istorii*, RGANI). Aus diesen Dokumenten geht zum einen hervor, wie in Moskau Gorbačev, seine Mitarbeiter und der ZK-Apparat dachten und handelten, und zum anderen machen die Berichte der sowjetischen

Botschaften in den anderen Hauptstädten deutlich, wie sich Politik und Geschehen dort entwickelten. Auf diese Weise bietet die – gut ausgewählte – Dokumentensammlung ein umfassendes Bild der Interaktionen, welche die internationalen Verhältnisse bis Ende des Jahres total veränderten gegenüber der Situation, die zu dessen Beginn bestanden hatte.

Der Auftakt dazu war der Anfang 1989 gefasste Beschluss der sowjetischen Führung, im äußeren Imperium auch nicht-sozialistische Entwicklungen zuzulassen. Dem lag außer dem – durch die immer schwierigere Lage in der UdSSR verstärkten – Interesse Gorbačëvs an der Zusammenarbeit mit dem Westen das innenpolitische Bedürfnis zugrunde, angesichts der Herausforderung durch die Hardliner im Parteiapparat der KPdSU eine Abwehrfront aller Reformen im sowjetischen Lager zu bilden und deswegen auch die Kräfte zu akzeptieren, die mehr wollten als nur einen verbesserten Sozialismus. Das galt umso mehr, als die Männer im Kreml der Ansicht waren, dass die alten Verhältnisse in den „Bruderstaaten“ wegen der offen zutage tretenden politischen und wirtschaftlichen Krise kaum noch aufrechtzuerhalten seien, dass die Sowjetunion keine materielle Hilfe leisten könne und dass daher jedes Land selbst sehen müsse, wie es sich selbst helfe. Weil sie sich zur Übernahme der ‚Kosten des Imperiums‘ außerstande sahen, konnten sie auch nicht mehr bestimmen, was die anderen zu tun und zu lassen hatten. Zwar vermochten die sowjetischen Truppen ein erwünschtes Regime gewaltsam durchzusetzen, aber dem Kreml fehlten die materiellen Mittel, es danach an der Macht zu halten. Ebenso erging es den einheimischen Regimen, wenn sie unter akuten innenpolitischen Druck gerieten. Die Lähmung, die etwa die SED im Herbst 1989 angesichts des wachsenden Protests auf den Straßen der DDR befahl, ist nicht zuletzt auch darauf zurückzuführen, dass maßgebliche Spitzenfunktionäre nicht wussten, was zu tun wäre, wenn sie den Protest in Strömen von Blut erstickt haben würden. Trotzdem stand es nicht von vornherein fest, dass sich die alten Machthaber dieser Logik unterwerfen würden. Der Verzicht auf den Einsatz der vorhandenen

Gewaltinstrumente ist daher im Rückblick als glückliche Fügung anzusehen.

Vor diesem Hintergrund sah sich Gorbačëv während des Jahres 1989 dazu veranlasst, in Ostmitteleuropa die Kräfte der politischen Veränderung zu ermutigen und zu unterstützen, die immer klarer auf Abschaffung des Sozialismus und Übergang zur Demokratie hinarbeiteten. In Ungarn stellte er sich auf die Seite der Reformer an der Parteispitze, die mit dem Bekenntnis zur Revolution von 1956 und zum Mehrparteiensystem die Wende einleiteten und durch die Öffnung der Grenze dem SED-Regime in der DDR einen schweren Schlag versetzten. In Polen drängte er Parteichef Jaruzelski zu Verhandlungen mit der *Solidarność*-Opposition. Das Ergebnis waren teilfreie Wahlen, die für die Partei zum völligen Desaster wurden und sie, wieder mit Druck aus Moskau, zur Bildung einer nicht-kommunistisch geführten Regierung nötigten. Gorbačëvs deutliche Ablehnung gegenüber der Honecker-Führung und seine klare Weigerung, einem Gewaltgebrauch gegen die protestierende Bevölkerung zuzustimmen, trugen wesentlich, mutmaßlich sogar entscheidend zum Ende der SED-Herrschaft bei. Das zog in der Tschechoslowakei, die als einziges Land im Osten nicht unter wirtschaftlichem Druck stand, Entwicklungen nach sich, die in kurzer Zeit zum Ende der Parteidiktatur führten. Auch in Bulgarien konnte sich das Regime nicht halten. Nur in Rumänien kam es zu blutiger Gegenwehr des Parteichefs, der damit aber seine Niederlage (und anschließende Hinrichtung) nicht abwenden konnte. Hatten die alten Regime Anfang 1989 noch überall im äußeren Imperium das Sagen gehabt, so waren sie – vielfach mit Gorbačëvs Unterstützung – am Jahresende alleamt von der politischen Bühne verschwunden.

Die politischen Vorgänge im sowjetischen Imperium wurden in den westlichen Hauptstädten mit Sympathie verfolgt, führten aber nicht zum Bemühen um Einflussnahme, wenn man davon absieht, dass der Regierung in Bonn das Schicksal der Flüchtlinge nicht gleichgültig war, die aus der DDR nach Ungarn und später nach Prag strömten, um von dort in

die Bundesrepublik zu gelangen (der die Aufnahme einige Probleme bereitete). Erst nachdem die entscheidenden Entwicklungen sich schon vollzogen hatten, begann man im Wesen aktiv zu werden. Einige Wochen nach dem – am 9. November unerwartet eingetretenen – Fall der Berliner Mauer setzte der Bundeskanzler die deutsche Frage vorsichtig auf die Tagesordnung, indem er einen allmählichen Prozess der Annäherung und Verbindung zwischen beiden Staaten mit späterer Vereinigungsperspektive ins Auge fasste. Am 3. Dezember fanden die Führungspersönlichkeiten von Ost und West, Gorbatschow und US-Präsident Bush, während eines Treffens bei Malta zueinander und wurden sich darüber einig, dass der Kalte Krieg von da an Vergangenheit sein solle.

Alle diese Entwicklungen und Geschehnisse

sind nicht nur den 99 sowjetischen Dokumenten des Bandes zu entnehmen. Sie sind auch Gegenstand einer von den vier Hauptherausgebern verfassten Einleitung, die sich mit dem Verhältnis der Sowjetunion zu den Ländern ihres Lagers im Jahr 1989 befasst. Es handelt sich um einen knappen, aber die vielfältigen relevanten Vorgänge vollständig darstellenden Text, der auf das Wesentliche konzentriert ist und dadurch eine hervorragende Zusammenfassung bietet. Sowohl der Leser, dem das Thema schon vertraut ist, als auch derjenige, der eine Erstinformation sucht, findet eine gute – zugleich durch die Art der Darbietung interessant gestaltete – Information. Der Dokumentenband kann daher rundum zur Lektüre empfohlen werden.

Gerhard Wettig, Kommen

YULIYA VON SAAL: KSZE-Prozess und Perestrojka in der Sowjetunion. Demokratisierung, Werteumbruch und Auflösung 1985–1991. München: Oldenbourg, 2014. X, 404 S., Abb., 3 Tab. = Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, 100. ISBN: 978-3-486-70510-2.

In ihrer an der Universität Erlangen-Nürnberg angenommenen Dissertation untersucht Yuliya von Saal den Zusammenhang zwischen der Innenpolitik in der Sowjetunion unter Gorbatschow und dem KSZE-Prozess. Sie möchte zeigen, welche Rolle die Helsinki-Schlussakte und die KSZE-Folgekonferenzen für die Aktivitäten der Menschenrechtsbewegung in der Sowjetunion und für die schrittweise Implementierung der Grundfreiheiten und Menschenrechte in der Sowjetunion während der Perestrojka spielten. Die Verfasserin tritt nicht mit dem Anspruch auf, die Machterosion und den Legitimationsverlust der Kommunistischen Partei und den daraus resultierenden Zusammenbruch der Sowjetunion völlig neu zu erklären, wohl aber die bisherigen Erklärungsansätze (ökonomische Krise, imperiale und soziale Überdehnung, „Gorbatschow-Faktor“) um einen bislang vernachlässigten Aspekt zu ergänzen. Sie fragt nach reziproken Verbindungen zwischen der sowjetischen KSZE-Politik und den

politisch-gesellschaftlichen Veränderungen unter Gorbatschow.

Schon lange herrscht in der Forschung Konsens darüber, dass die Unterzeichnung der Helsinki-Schlussakte 1975 den Dissidenten in Osteuropa den Rücken stärkte, weil sich die Sowjetunion in „Korb III“ dazu verpflichten musste, die Menschenrechte zu achten. Breznev und die führenden sowjetischen Staatsmänner hatten die reale Bedeutung dieser Verpflichtung unterschätzt und nicht realisiert, dass sie mit der Anerkennung eines kodifizierten Normenkatalogs, der im Widerspruch zur rechtlichen Praxis der kommunistischen Regime stand, mittelfristig deren Legitimität untergruben. Zwar gelang es dem Staatssicherheitsapparat in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre, die Dissidentengruppen durch systematische Aktionen zu zerschlagen, aber wie das letzte Jahrzehnt der Sowjetunion zeigen sollte, hatten diese Maßnahmen keine nachhaltige Wirkung. Das über die KSZE transportierte westlich-liberale, auf Demokratie, Menschenrechte und Rechtsstaat zielende Wertesystem fand vielmehr – so die Ausgangsthese des Buches – Eingang in das Denken nicht nur der Dissidenten, sondern breiterer Kreise der sowjetischen Gesellschaft bis hin zur Parteiführung.

Wie dieser soziokulturelle Prozess der Infiltration mit westlichem Gedankengut funktionierte und die innere Ordnung der Sowjetunion veränderte, war bislang nicht systematisch untersucht worden. In diese Lücke stößt die Verfasserin, ausgehend von einer profunden Kenntnis des Forschungsstandes, den sie in der Einleitung souverän darlegt und aus dem sie ihr Erkenntnisinteresse ableitet. Sie formuliert klare Fragen, nämlich 1. welche Ziele die Sowjetunion in den KSZE-Verhandlungen verfolgte, 2. wie sich der KSZE-Prozess auf die Reformen Gorbachevs und auf die politische Mobilisierung der Gesellschaft auswirkte und inwieweit die Liberalisierungsschritte während der Perestrojka in einem Zusammenhang mit der KSZE stehen, 3. welche normative Wirkung der KSZE-Prozess auf den Diskurs und das Wertesystem der sowjetischen Gesellschaft hatte, und 4. wie die Perestrojka auf den KSZE-Prozess zurückwirkte und die sowjetischen außenpolitischen Motive und Strategien veränderte.

Die Quellengrundlage ist umfassend. Ausgewertet wurde nicht nur publiziertes Material (Presse, Selbstzeugnisse, sonstige gedruckte Quellen), sondern die Verfasserin konnte auch in mehreren russischen Archiven arbeiten und hat zusätzlich Interviews geführt sowie unveröffentlichte autobiographische Schriften aus Privatbesitz aufgetrieben. Herausgekommen ist eine bestens fundierte und gleichzeitig gut lesbare, lebendige, anschauliche und argumentativ überzeugende Studie über die Endphase der Sowjetunion. Das Buch gliedert sich in drei Abschnitte: Zunächst beschreibt die Verfasserin das internationale Umfeld von der KSZE-Schlussakte 1975 bis 1985 und dem Beginn der Perestrojka. Der überwiegende Teil des Buches ist dann den innenpolitischen Folgen des KSZE-Prozesses in der Sowjetunion unter Gorbachev zwischen 1986 und 1989/90 gewidmet. Er handelt vom Machtverlust der Kommunistischen Partei gegenüber der sich emanzipierenden Gesellschaft, vom Sieg der Meinungs- und Pressefreiheit über die Zensur, von der Entkriminalisierung der Ausreisebewegung, dem Selbstbestimmungsrecht der Völker, der Mobilisierung der Opposition sowie den

politischen Reformen und dem finalen Kontroll- und Legitimitätsverlust der Kommunistischen Partei. Der letzte Abschnitt ist der wechselseitigen Beschleunigung von KSZE-Prozess und innerer Demokratisierung mit dem Ergebnis des Zusammenbruchs der Sowjetunion 1989–1991 gewidmet.

Der Verfasserin gelingt es, ihre These von der erheblichen Bedeutung des KSZE-Prozesses für den inneren Wandel in der Sowjetunion zu erhärten. An vielen Beispielen kann sie zeigen, wie auf den verschiedenen Ebenen der Gesellschaft und der Politik das Normensystem von Helsinki Wirkungsmächtigkeit entfaltete, unmittelbar die Liberalisierungsprozesse in der Sowjetunion dynamisierte und damit zum Zusammenbruch des kommunistischen Regimes beitrug. Während der Perestrojka übernahm die sowjetische Gesellschaft und mit ihr auch die Staatsführung zentrale westliche Werte wie Demokratie, Pluralismus, Meinungsfreiheit und auch Marktwirtschaft, wodurch das sowjetische Normensystem ausgehebelt wurde und die kommunistische Ideologie zusammen mit dem monopolistischen Machtanspruch der Partei erodierte. Die KSZE wurde ab 1988 zum Instrument und Argument der radikalen Reformen und zum Vehikel der Demokratisierungspolitik und mündete in die Vorstellung eines gemeinsamen freien Europa mit der Sowjetunion als gleichberechtigtem Mitglied.

Die Darstellung überzeugt, ist allerdings nicht immer auf die Kernfragestellung fokussiert. Streckenweise gerät sie vielmehr zu einer politischen Geschichte der Perestrojka, bei der zwar immer wieder der Bezug zur KSZE hergestellt wird, die aber grundsätzlich breiter angelegt ist und die Kontexte ausführlich darlegt. Diese breite Kontextualisierung der eigentlichen Fragestellung erweckt beim Leser zwischendurch den Eindruck, es mit einer umfassenden Geschichte der Sowjetunion zu tun zu haben. Dies ist insofern ein wenig trügerisch, als das Ökonomische, dem gemeinhin eine entscheidende Bedeutung für den Zusammenbruch des Kommunismus beigemessen wird, ausgeblendet bleibt. Letzteres war eine sinnvolle Entscheidung, denn die ökonomischen Fak-

toren mit hineinzupacken, hätte den Ansatz des Buches verwässert. Der Multikausalität des Niedergangs der Sowjetunion ist sich die Verfasserin bewusst. In der Zusammenfassung ordnet sie ihre Befunde in das Bild einer mehrere Bereiche umfassenden politischen und ökonomischen Krise ein.

Insgesamt hat Yuliya von Saal eine auf breiter Quellengrundlage und in der stringenten

Argumentation rundum überzeugende Untersuchung vorgelegt, die nicht nur für Sowjetunionsspezialisten interessant ist und zu Recht in der gut sichtbaren Reihe des Münchner Instituts für Zeitgeschichte erschienen ist. Auch sprachlich-stilistisch bewegte sich der Text auf einem hohen Niveau und ist durchgängig gut verständlich und flüssig lesbar.

Dietmar Neutatz, Freiburg

SARA BERGER: Experten der Vernichtung. Das T-4-Reinhardt-Netzwerk in den Lagern Belzec, Sobibor und Treblinka. Hamburg: Hamburger Edition, 2013. 622 S., 23 Abb., 10 Tab. = Studien zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts. ISBN: 978-3-86854-268-4.

„Daß ich in der letzten Zeit etwas wenig geschrieben [habe,] weiß ich, konnte dies aber nicht ändern, da die letzten Warschauer Wochen von einer Hetze begleitet waren, die unvorstellbar war, ebenso hat hier in Treblinka ein Tempo eingesetzt, das geradezu atemberaubend ist.“ (Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945, Bd. 9: Polen: Generalgouvernement August 1941 bis 1945. Bearb. von Klaus-Peter Friedrich. München 2014, Dok. 105, S. 357.) Mit diesen Worten wandte sich der aus Innsbruck gebürtige Arzt Irmfried Eberl kurze Zeit nach Beginn seiner Tätigkeit als erster Kommandant des nationalsozialistischen Vernichtungslagers Treblinka an seine Frau Ruth in Berlin. Davor war er Leiter der „Euthanasieanstalten“ Brandenburg und Bernburg gewesen, auch hatte er am „Euthanasie“-Gesetz mitgewirkt.

So wie er hatten fast alle der rund 120 Deutschen und Österreicher, die zwischen 1941 und Ende 1943 im Rahmen der „Aktion Reinhardt“ in den Vernichtungslagern im Generalgouvernement (GG) eingesetzt wurden, Erfahrungen mit der massenhaften Ermordung von Menschen gesammelt. Diese nutzten sie, um die Tötungszentren und Gaskammern zu entwerfen und den technischen Ablauf beim alltäglichen Massenmord zu planen. Sie verpflichteten sich ihrer Sache, dienten ihr als

Aufseher und organisierten die von außen herbeigeholten Wachmannschaften. Nicht wenige gingen bei ihrem Handeln über das Morden auf Befehl hinaus, quälten und töteten auch aus reiner Willkür, aus Sadismus. Die seit den 1930er Jahren in der „Aktion T4“ geschulten Männer wurden beim Prozess der systematischen Ermordung der europäischen Juden zu stets gefragten Experten der Vernichtung.

In ihrer Studie, die bis 2011 als Dissertation an der Ruhr-Universität in Bochum entstand, beschreibt Sara Berger das enge Geflecht der persönlichen Beziehungen dieser NS-Täter, befasst sich mit Gehorsamsbereitschaft und Gruppendruck, den jeweiligen Handlungsspielräumen ebenso wie mit strukturellen Gegebenheiten und sich aus der Situation ergebenden Dynamiken. Grundlage sind vor allem die von der Verfasserin umfassend und sorgfältig ausgewerteten Akten der bundesdeutschen Ermittlungs- und Gerichtsverfahren aus dem Bundesarchiv und aus weiteren Staats- und Landesarchiven.

Den Aufbau des T4-Reinhardt-Netzwerks datiert Berger zwischen Oktober 1941 und Juni/Juli 1942; bei der Errichtung des Vernichtungslagers Belzec nahm es Gestalt an, nicht zuletzt durch den ersten Kommandanten Christian Wirth. Ausgeweitet wurde das Netzwerk dann im Frühjahr 1942 beim Aufbau des Vernichtungslagers Sobibor, ebenfalls im Distrikt Lublin des GG gelegen. Im Distrikt Warschau entstand dann unter Eberl und dem Bauleiter und Konstrukteur Richard Thomalla das Tötungslager Treblinka. Im zweiten Halbjahr 1942 erfolgte eine Konsolidierung, verbunden mit der Optimierung der Lagerstrukturen und der „Transportabfertigung“ – hin zu einem perfektionierten Einsatz des Gasmords. Dieser

war nicht zuletzt der Eigeninitiative der Täter vor Ort zuzuschreiben (S. 97).

Berger beschreibt darüber hinaus die Reaktionen auf Heinrich Himmlers Vernichtungsbefehl vom 19. Juli 1942 und den Mechanismus der „Werterfassung“, durch den die Opfer vor und nach ihrer Ermordung beraubt wurden. Doch blieben diese Vorgänge – trotz aller Kontroll- und Zentralisierungsversuche – von Diebstahl und Korruption geprägt.

1943 erreichte das T4-Reinhardt-Netzwerk den Höhepunkt seiner Macht. Das erste Lager wurde liquidiert, seine Spuren getilgt, und auch in Sobibór und in Treblinka gingen die NS-Täter dazu über, die Leichen sämtlich zu verbrennen. Berger widmet sich sodann den kollaborierenden Wachmannschaften (sog. Trawniki-Männer) und den in eigenen Kommandos zusammengefassten ausgesuchten Häftlingen („Arbeitsjuden“). Sie beschränkt sich aber nicht auf das Innenleben der Tötungseinrichtungen, sondern erklärt auch, auf welche Weise das Geschehen in diesen Lagern mit dem deutschen Besatzungsapparat verbunden war und inwieweit die lokale nicht-reichsdeutsche Bevölkerung daran Anteil hatte. Zu Jahresbeginn 1943 erfuhr das Deportationsnetz eine europaweite Ausdehnung. Zur gleichen Zeit spielte Zwangsarbeit in den – vorwiegend im Distrikt Lublin gelegenen – SS-Arbeitslagern und SS-(Rüstungs-)Betrieben eine immer größere Rolle. Die Aufstände in Treblinka im August und in Sobibór im Oktober 1943 leiteten das Ende der Lager ein. Danach waren die „T4-Reinhardt-Männer im „Adriatischen Küstenland““ (S. 278) tätig.

Im analytischen Schlussteil stellt die Verfasserin Sozial- und Milieustrukturen des von ihr betrachteten Täterkollektivs dar: ihre Altersstruktur, geografische Herkunft, politische Sozialisation, ihren beruflichen Hintergrund, ihre familiäre Situation, ihre konfessionelle Haltung, das Verhältnis von Freiwilligkeit und Zwang,

die antisemitischen Prägungen, materiellen Anreize, Kameradschafts- und Gruppendruck, Formen der Gewalttätigkeit. Auf dieser Grundlage entwirft Berger eine Typologie der Täter, ehe sie dazu übergeht, ihre strafrechtliche Verfolgung nachzuzeichnen; in den Verhandlungen neigten sie dazu, sich als bloße kleine Befehlsempfänger darzustellen. Berger schließt mit Ausführungen zur historiografischen, kulturellen und erinnerungspolitischen Aufarbeitung. Das Fazit rückt die fatale Rolle der in den NS-Vernichtungslagern eingesetzten Täter in den Mittelpunkt. Berger kommt zu dem Schluss, „dass auch die unteren Entscheidungsebenen, die Exekutoren und die vermeintlich kleinen Chargen, reale Möglichkeiten der Einflussnahme [...] hatten und diese auch nutzten. [...] Sie führten Beschlüsse herbei, die letztlich zur Folge hatten, dass immer größere Bevölkerungsgruppen in ganz Europa zum Opfer des nationalsozialistischen Massenmords wurden“ (S. 397).

Im Anhang finden sich Kurzbiografien der T4-Reinhardt-Männer und eine ausführliche Liste der Deportationen in die drei Vernichtungslager, die für die künftige Forschungsarbeit gute Dienste leisten werden. Schade nur, dass ein Großteil der polnischen Forschungsliteratur von Berger nicht berücksichtigt wurde. Autorin und Verlag haben leider auch darauf verzichtet, dem Werk wenigstens ein Orts- und Personenregister beizufügen.

Bergers fundierte Studie ermöglicht ebenso aufschlussreiche wie erschütternde Einblicke in den Geschehensablauf in den NS-Vernichtungslagern. Zugleich arbeitet sie Motive und Wirkungen des Handelns sowohl der Einzelnen als auch des Täterkollektivs heraus, und sie gibt eine schlüssige Antwort auf die Frage nach deren Bestrebungen und ihrem Verantwortungsbereich beim Judenmord in den Lagern Belzec, Sobibór und Treblinka.

Klaus-Peter Friedrich, Marburg/Lahn

FRANZISKA BRUDER: Hunderte solcher Helden. Der Aufstand jüdischer Gefangener im NS-Vernichtungslager Sobibór. Berichte, Recherchen und Analysen. Münster: Unrast,

2013. 182 S., 14 Abb. = reihe antifaschistischer texte, 24. ISBN: 978-3-89771-822-7.

Es fällt schwer, die neue Publikation von Fran-

ziska Bruder den herkömmlichen Textgattungen wissenschaftlicher Untersuchungen eindeutig zuzuordnen. Im Mittelpunkt stehen vier Zeitzeugenberichte von jüdischen Beteiligten an den Aufständen im nationalsozialistischen Vernichtungslager Sobibór. Die Verfasserin veröffentlicht diese in deutscher Übersetzung. Den umfangreichsten hat Aleksandr Aronowitsch Petscherski (Александр Аронович Печёрский, 1909–1990) hinterlassen, ein jüdischer Unteroffizier der Roten Armee, der Ende September 1943 ins Lager Sobibór verschleppt wurde. Er entwickelte den Plan für den Häftlingsaufstand und führte ihn mit etlichen Mitgefangenen aus. Nach der Flucht schloss er sich den in Ostpolen tätigen Sowjet-Partisanen an. Weitere Erinnerungsberichte gehen auf Ichhak Lichtman, Jehuda Lerner und Mordechaj Goldfarb zurück. Illustriert wird dies alles durch Fotos und Dokumente, die meist aus dem Privatarchiv der Tochter von Petscherski, Eleonora Grinevič, in Rostov am Don stammen.

Den Erinnerungen der am Aufstand beteiligten Zeitzeugen folgt ein von FRANZISKA BRUDER verfasster monografischer Teil. Zu Petscherskis tagebuchähnlicher Schilderung hat sie einen eigenen Bericht beigezeichnet, in welchem sie auf dessen Überlieferung und verschiedene Textversionen eingeht, die miteinander abgeglichen wurden. Bemerkenswert erscheint, dass das Jüdische Historische Institut in Warschau 1952, als Juden in der Sowjetunion verfolgt wurden, die polnische Übersetzung des bedeutendsten Berichts über den Aufstand im Vernichtungslager Sobibór veröffentlichen konnte (ALEKSANDER PECZORSKI: Powstanie w Sobiborze, in: Biuletyn Żydowskiego Instytutu Historycznego, Nr. 3, S. 3–45).

Im folgenden Kapitel *Akteure des Aufstandes und Überlebende des Krieges* fasst Bruder ihre Kenntnisse über die Beteiligten zusammen, wobei auch Zeugnisse weiterer Häftlinge mit einfließen, soweit sie im Archiv des Jüdischen Historischen Instituts, von Yad Vashem und in den Unterlagen der deutschen Verfolgungsbehörden greifbar sind beziehungsweise sich in der – vergleichsweise übersichtlichen – Literatur widerspiegeln.

Mit der Nachzeichnung der justiziellen

Nachgeschichte befasst sich die Verfasserin im Kapitel *Der Kampf ist nicht zu Ende. Die Bedeutung der Aufständischen und Überlebenden für die Verurteilung der SS-Männer von Sobibór*. Hier lässt Bruder etliche längere Zitate aus den Ermittlungsakten und der Tagespresse mit einfließen. Einige der Überlebenden ließen sich für ein paar Jahre im besetzten Deutschland nieder und setzten sich – mit nicht geringem Erfolg – tatkräftig dafür ein, die Massenmörder vor Gericht zu bringen. Auch in den späteren bundesdeutschen Prozessen sagten sie aus, obwohl die Umstände einer Zumutung gleichkamen, denn „sie sahen sich mit dem Zynismus der Täter konfrontiert, die alles frech abstritten, mit der Ignoranz und der Missachtung des Gerichts und mit direkten Angriffen auf ihre persönliche Integrität durch die Anwälte der Verteidigung“ (S. 169). So mussten sie noch einmal, im fortgeschrittenen Alter, wahren Heldenmut aufbringen.

Die vorliegende Publikation hätte durch ein kundiges abschließendes Lektorat einiges gewonnen. Die Übersetzungen sind ein ums andere Mal holprig bis ungenau. Warum Stanislaw (poln. Stanisławów) für 1922 der „Westukraine“ zugeordnet (S. 124) und die Deportation jüdischer Deutscher aus Stettin mehrmals mit dessen späterem polnischen Namen Szczecin verbunden wird, erschließt sich dem Leser nicht. Bei der Kommentierung vermisst man mitunter weitergehende Informationen über die Handelnden (Wachs, S. 18, Klatt, S. 45, Hochberg, S. 46, Gaulstich, S. 48). Manchmal greift die Erklärung zu kurz, etwa wenn es in Bezug auf das Warschauer Getto heißt, eine „Klozna-Straße“ habe es „im Stadtplan von Warschau von 1939“ nicht gegeben, und die zur Deportation zusammengetriebenen „Menschen wurden auf einem großen Platz in der (ein Wort unlesbar) Straße gesammelt“ (S. 82) – denn offenbar ist von der Chlodna-Straße und vom sog. Umschlagplatz an der Stawki-Straße die Rede. Was die hier mit 1,3 Millionen sehr niedrig angegebene Opferzahl der drei Vernichtungslager der „Aktion Reinhardt“ angeht, beruft sich die Verfasserin (S. 8) allein auf Timothy Snyders Buch *Bloodlands* (in dessen polnischer Übersetzung von 2011).

Doch nach einer internen Zählung der deutschen Besatzungsverwaltung wurden dort allein bis Ende 1942 nicht weniger als 1.274.166 Menschen ermordet (Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945. Bd. 9: Polen: Generalgouvernement August 1941 bis 1945. Bearb. von Klaus-Peter Friedrich. München 2014, Dok. 204, S. 570). Insgesamt starben in den drei Lagern mindestens 1.420.000 Menschen. Von den 320 der rund 550 jüdischen Gefangenen, die bei dem Aufstand am 14. Oktober 1943 flohen, überlebten nur 53 den Krieg. Der monografische Teil enthält leider manche fragwürdige oder gar falsche Behauptung (etwa S. 134: „Viele [polnische Juden], vor allem Kommunisten, begriffen sich in erster Linie als Polen und dann erst als Ju-

den. Dies galt sicher auch für viele sowjetische Kriegsgefangene.“) Der Inhalt lässt sich über ein Personen- sowie ein Orts- und Sachregister erschließen.

Trotz gewisser Schwächen ist Bruders Publikation ein nützliches Werk, da es zum ersten Mal wichtige, doch hierzulande immer noch kaum bekannte Zeugenaussagen der jüdischen Aufständischen von Sobibór in den Mittelpunkt rückt. Damit hat sie zugleich an eine kleine Gruppe derjenigen erinnert, die sich dem nationalsozialistischen Judenmord in Polen dank eigener Tatkraft entgegenstimmte. Dies war die Voraussetzung dafür, dass es einigen Dutzend von ihnen gelang, dem Morden – auch mit Glück – zu entrinnen und dann über das Vernichtungslager Zeugnis abzulegen.

Klaus-Peter Friedrich, Marburg/Lahn

KATARZYNA STOKŁOSA: Polen und die deutsche Ostpolitik 1945–1990. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2011. 606 S., 29 Abb. ISBN: 978-3-525-30000-8.

Zur Ostpolitik wie zur Polenpolitik der Bundesrepublik bis 1989 liegen neben zeitgenössischen Publikationen bereits zahlreiche Studien vor, keine jedoch ist so umfangreich wie das Buch von Katarzyna Stokłosa. Die Autorin begründet ihr Werk damit, dass sie mit einer „multinationale(n) Perspektive“ die Wahrnehmung der westdeutschen Ostpolitik in der internationalen Politik analysieren wolle. Diese Wahrnehmungen dokumentiert sie mit umfangreichen Auszügen aus zahlreichen Archiven in Deutschland, Polen sowie in London, Moskau und Washington.

Die Studie beabsichtigt zu untersuchen, wie es trotz der deutschen Besatzungspolitik und der Westverschiebung Polens „dennoch zur Aussöhnung zwischen Deutschland und Polen kam“ (S. 11). Beide Stränge, die Narration der Vorgänge in den beiden deutschen Staaten und Polen sowie die Darlegung vor allem diplomatischer Wahrnehmungen, prägen das Buch, das sich überwiegend chronologisch in sieben Abschnitte gliedert, die von der ersten Dekade nach Kriegsende bis in die achtziger Jahre rei-

chen. Etwa die Hälfte des Textes nehmen dabei die Ostpolitik der Regierungen Brandt und Schmidt sowie die KSZE-Konferenz in Helsinki ein.

Trotz dieser Schwerpunktsetzung argumentiert die Autorin, dass die Bezeichnung als „neue Ostpolitik“ nicht angemessen sei, denn sie sei bereits durch die CDU-Regierungen seit Adenauer vorgeprägt worden und könne nicht allein der SPD zugeschrieben werden. Diese These spiegelt sich jedoch nicht in der Gliederung der Studie: Wenn es denn eine Kontinuität in der bundesdeutschen Ostpolitik seit den fünfziger Jahren gab, dann müsste sie deutlicher herausgearbeitet werden. Dieser These widerspricht die Autorin freilich selbst, wenn sie das Kapitel von 1957 bis 1969 mit *Vorgeschichte der Ostpolitik* überschreibt.

Noch ein weiteres Problem der Darstellung ist hier zu benennen: Titel und Aufbau des Buches rücken Polen in das Zentrum bundesdeutscher Ostpolitik. Diese Perspektive war aber, wie die Autorin mehrfach zu Recht feststellt, nicht die Perspektive Willy Brandts und Egon Bahrs, denen es bekanntlich in erster Linie um die Deutschlandpolitik ging. Mit Blick auf die DDR ist der Begriff Ostpolitik zweifellos unpassend, hier geht es allein um die Beziehungen zu Polen und nicht etwa zur Sowjetunion.

Die unterschiedlichen Vorstellungen von Ost- bzw. Polenpolitik hätten sich als Ausgangspunkt für eine kritische Analyse des Sachverhalts eigentlich aufgedrängt. Stattdessen verhartet die Studie über weite Strecken in sehr allgemeinen und mitunter phrasenhaften Darstellungen der Nachkriegsentwicklung vor allem in Polen. Dabei wird der Bezug zum Thema nicht immer deutlich; das gilt etwa für die Behandlung der Welle des Antisemitismus 1968. Dort, wo die Autorin sich dann ihrem Thema nähert, trägt sie stellenweise Thesen vor, die gewagt, da nicht nachvollziehbar begründet, erscheinen. So bezeichnet sie etwa den Görlitzer Vertrag als Abkommen, vermutlich, da sie ihm eine völkerrechtliche Qualität abspricht. Die Aussage, es habe sich dabei um Symbolpolitik gehandelt und die faktische Entscheidung sei bereits 1945 gefallen, ist gewiss nicht von der Hand zu weisen, aber mit ihr ließe sich auch der Warschauer Vertrag von 1970 charakterisieren. Ohne die völkerrechtlichen Implikationen ist die Ostpolitik in ihrer Gesamtheit freilich nicht zu verstehen. Nicht klar wird auch, woraus sich die Einschätzung speist, dass erst seit dem Ende der Ära Adenauer die Gebiete jenseits von Oder und Neiße definitiv für Deutschland verloren gewesen seien (S. 103). Interessant ist dagegen die Position Carlo Schmid, der schon 1956 – mit weitreichender Voraussicht, möchte man hinzufügen – formulierte, dass eine Wiedervereinigung Deutschlands nur bei einer Einigung über die Gebiete östlich von Oder und Neiße denkbar sei (S. 118). Sinnvoll ist auch die Frage nach der Rolle Gomulkas in der Vorbereitung des Warschauer Vertrages, aber die Autorin belässt es bei dem Hinweis auf seine Rede im Mai 1969. Zwar lässt sich in der Thematisierung der EKD-Denkschrift und des Briefwechsels der katholischen Bischöfe die Rolle der Gesellschaften in der Anbahnung der deutsch-polnischen Aussöhnung erkennen, für die siebziger und achtziger Jahre kommt diese Perspektive

dann aber zu kurz; Jan Józef Lipski wird etwa nur in einer Fußnote (S. 445) erwähnt.

Insgesamt bleibt die Darstellung weitgehend der Sprache der Quellen verhaftet, sie wird dadurch mitunter widersprüchlich und lässt insbesondere eine kritische Analyse und einen roten Faden in der Argumentation vermissen. Stattdessen wird der Leser mit so gegensätzlichen Urteilen konfrontiert wie z.B. der Einschätzung, dass die Ostpolitik Brandts keinerlei Effekte gehabt, zugleich aber der Bundesrepublik eine neue Rolle als Brückenbauer in Europa eröffnet habe. Besonders kritisch ist die Autorin gegenüber der Moskau eingeräumten Priorität in der Ostpolitik (S. 241) und der Haltung der Sozialdemokratie zur Gewerkschaft *Solidarność* (S. 484). Dafür gibt es in der Retrospektive gewiss Gründe. Die Autorin verzichtet jedoch hier darauf, das ja bereits vielfach diskutierte Konzept des „Wandels durch Annäherung“ und dessen Grenzen gründlicher zu analysieren und etwa mit der Rolle zivilgesellschaftlicher Akteure zu kontrastieren. Insgesamt drängt sich in vielen Einzelheiten der Eindruck auf, dass das Manuskript ohne eine gründliche abschließende Überarbeitung veröffentlicht wurde. So ist – um nur ein Beispiel zu nennen – mit dem „Ostdeutschen Kongress“ (S. 246), auf dem Honecker und Brežnev 1971 auftraten, ganz offensichtlich der 8. Parteitag der SED gemeint.

Es sei jedoch auch betont, dass das Buch zahlreiche interessante Details, etwa aus regierungsinternen Berichten der Vier Mächte, zum Verhältnis zwischen der DDR und Polen sowie zu öffentlichen Einstellungen in beiden deutschen Staaten und Polen enthält. Für eine neue Sicht auf die „neue Ostpolitik“ bleibt die Autorin jedoch zu oberflächlich, und so sind die Einsichten letztlich begrenzt. Weniger wäre hier mehr gewesen.

Jörg Hackmann, Szczecin

AGNIESZKA ZAGAŃCZYK-NEUFELD: Die geglückte Revolution. Das Politische und der Umbruch in Polen 1976–1997. Paderborn: Schöningh, 2014. 454 S. ISBN: 978-3-506-76619-9.

Agnieszka Zagańczyk-Neufeld sucht von einer politologischen Warte aus die Prozesse zu erfassen, die in Polen zum Regime- und Systemwechsel von der kommunistischen Parteidiktatur zur demokratischen Staatsordnung geführt haben. Nach einer längeren Erörterung verschiedener Denkpositionen entscheidet sie sich für eine „Diskursanalyse“. Die Geschehnisse werden auf der Grundlage der publizistisch geltend gemachten Vorstellungen der beteiligten Akteure – das heißt der Eliten aufseiten des Regimes und der Opposition, wie immer wieder betont wird – betrachtet und untersucht. Dementsprechend kommen die Machtverhältnisse und Konstellationen, welche die verbal ausgetragenen Auseinandersetzungen konditionierten, nur so weit in den Blick, wie sie in den jeweiligen Stellungnahmen erwähnt werden. Faktisch geht es um eine Darstellung der innenpolitischen Entwicklungen anhand der von den Beteiligten abgegebenen öffentlichen Stellungnahmen – ein auch sonst schon angewandtes Verfahren, für das eigentlich weder längere theoretische Erörterungen noch der neu eingeführte Begriff „Diskursanalyse“ nötig gewesen wären. Die Autorin verknüpft damit freilich Schlussfolgerungen wie die, dass eine „Diskurshegemonie“ erworben oder verloren worden sei oder dass sich während des „Kriegszustandes“ ab Dezember 1981 eine „diskursive Gemeinsamkeit“ zwischen den Eliten der Reformen in der Partei und der Opposition entwickelt habe.

Die Geburtsstunde der Opposition gegen die kommunistischen Machthaber in Polen und damit des innenpolitischen Diskurses zwischen unterschiedlich denkenden Akteuren fiel in das Jahr 1976. Den Anstoß zu dieser Frontbildung gab, dass zahlreiche Arbeiter als Teilnehmer von Streiks für längere Zeit ins Gefängnis gesteckt wurden und dass aus der Mitte der Gesellschaft heraus ein [Bürger-]Komitee zu Verteidigung der Arbeiter (*Komitet Obrony Robotników*,

KOR) gegründet wurde, um die in Not geratenen Familien materiell zu unterstützen. Auf diese Weise entstand in Polen, was es in keinem anderen Land des sowjetischen Lagers gab: eine Verbindung zwischen systemkritischen Intellektuellen und unzufriedenen Arbeitern. Dies verlieh der Opposition – zusammen mit dem Rückhalt an der seit 1956 von Partei und Staat respektierten katholischen Kirche, der sich nach der Wahl von Kardinal Karol Wojtyła zum Papst 1978 noch verstärkte – eine sonst auf östlicher Seite unbekannte gesellschaftliche Stoßkraft. Zugleich zeigen die Ausführungen von Agnieszka Zagańczyk-Neufeld, dass schon 1976 in der polnischen Publizistik ein Ausmaß an Pluralität herrschte, das in anderen Ländern des sowjetischen Lagers undenkbar gewesen wäre.

Das Ergebnis der Betrachtungsweise von Agnieszka Zagańczyk-Neufeld ist eine umfangreiche Ansammlung von publizistischen Stellungnahmen, die für Leser von Interesse sind, die schon die innenpolitischen Entwicklungen in Polen seit 1976 kennen und gerne noch viele Details dazu wissen möchten. Wer sich dagegen neu darüber informieren möchte, wird es schwer haben, einen Überblick zu gewinnen. Zudem bleibt – zumindest vor der Gorbatschow-Zeit – der für die politischen Verhältnisse in Polen entscheidende sowjetische Kontext außerhalb des Blickfeldes: In der *Solidarność*-Phase 1980/81 bleibt der von der UdSSR ständig ausgeübte Druck, unter anderem in Form einer wiederholt angedrohten militärischen Intervention (die aber nicht ernsthaft beabsichtigt war), unerwähnt, weil im öffentlichen Diskurs zwischen Partei und Opposition davon keine Rede war. Wieso Jaruzelski, der im Herbst 1981 zum Parteichef gekürt worden war, nachdem sein Vorgänger Kania keine Repression durchgeführt hatte, nach langem Zögern das Kriegrecht proklamierte, bleibt daher unerfindlich. Wenn das Buch ab 1985 mehr über die Entwicklung der Beziehungen zu Moskau bringt, vor allem über das enge Einvernehmen zwischen Gorbatschow und Jaruzelski, dann ist das darauf zurückzuführen, dass dieser Gesichtspunkt von der damaligen Publizistik in Polen nicht mehr beschwiegen wurde.

Insgesamt sind die Ausführungen von Agnieszka Zagańczyk-Neufeld ein Gewinn für Leser, die sich auf der Grundlage einer soliden Kenntnis der Vorgänge und Zusammenhänge zusätzlich über Einzelheiten des Verlaufs der innenpolnischen Diskussion informieren möchten. Die Darstellung allein des Diskurses in Polen ermöglicht keine Antwort auf die im Buchtitel implizit gestellte Frage, wieso die Revolution gegen das kommunistische Regime

glückte, denn auch in den anderen Ländern des sowjetischen Lagers, wo die Diskussion ganz anders oder auch überhaupt nicht geführt wurde, war die Revolution erfolgreich – und zwar überall außer in Rumänien ebenfalls auf friedliche Weise. Mithin beruhte das Gelingen auf anderen Faktoren als den Spezifika des polnischen Diskurses.

Gerhard Wettig, Kommen

DETLEF BRANDES / ALENA MÍŠKOVÁ: Vom Osteuropa-Lehrstuhl ins Prager Rathaus. Josef Pfitzner 1901–1945. Essen: Klartext, 2013, 396 S. ISBN: 978-3-8375-0940-3.

Offensichtlich bleibt es ein fruchtbares und lohnendes Arbeitsfeld, die Rolle der Wissenschaften in den totalitären Regierungs- und Gesellschaftsformationen des 20. Jahrhunderts aufzuarbeiten. In diesem Sinn wird mit der vorliegenden Arbeit ein wesentliches Stück Historiographiegeschichte betrieben, wird doch mit dem akademischen Historiker und ab 1939 stellvertretenden Bürgermeister in Prag Josef Pfitzner (1901–1945) ein prominenter und exponierter Vertreter des Nationalsozialismus monografisch untersucht.

Stark auf Pfitzner als Historiker fokussiert, untersucht Alena Míšková dessen Privatleben und Studium, seine Kontakte zu deutschen und tschechischen Kollegen, seine pädagogische Bedeutung und die ihm zuteil gewordenen Ehrungen (Kapitel 1–6). Detlef Brandes behandelt Pfitzners thematische Orientierung zwischen Mediävistik und Osteuropa-Historiographie, seine Rolle für die Sudetendeutschen, seine Tätigkeit im Prager Stadtrat 1938/39, sowie, als stellvertretender Bürgermeister von Prag, seine Kommunal- und Volkstumspolitik, seine anhaltende Rolle als Historiker im ‚Nebenberuf‘ sowie schließlich sein politisches Ende, den Prozess gegen ihn und seine Hinrichtung (Kapitel 7–13). Grundlage sind unpublizierte Quellen aus vor allem tschechischen, aber auch deutschen und österreichischen Archivbeständen, vereinzelte publizierte und publizistische Quellen sowie deutsch- und tsche-

chischsprachige Forschungsliteratur.

Die Arbeit trägt einschlägige Forschungen zu einer Monographie über Pfitzner zusammen und schließt somit eine wesentliche Lücke. Die Autorin und der Autor sind dafür denkbar kompetent: Alena Míšková hat 2000/2001 eine zweibändige Quellenedition mit Schriften Pfitzners (Tagebuch, Korrespondenzen, Monatsberichte) aus der Zeit des Reichsprotectorates Böhmen und Mähren (1939–1945) vorgelegt; nicht minder ausgewiesen zum Thema ist Detlef Brandes wegen seiner zweibändigen Studie über die Tschechen unter deutschem Protektorat von 1969/1975 und anderer Monographien zur deutsch-tschechischen Geschichte. Das Duo ist bestrebt, den Akteur differenziert zu sehen. Seine Herkunft aus bescheidenen Verhältnissen, seine Intelligenz und sein Fleiß werden ebenso klar herausgearbeitet wie sein großer, nicht immer klar von Opportunismus abgrenzbarer Ehrgeiz; seine zunächst tschechisch-deutsche Vermittlungs- und Transferarbeit ist ebenso Thema wie die spätere Unterordnung seiner Schriften unter unmittelbaren nationalsozialistischen Einfluss. Die Politisierung Pfitzners, so das Fazit, erfolgte über wissenschaftliche Interessen und deren Opportunität im Sinne einer gesellschaftlichen Profilierung. Hinsichtlich der Ausstattung sind ein vollständiges Schriftenverzeichnis Pfitzners sowie ein kurz annotiertes Namensregister positiv hervorzuheben.

Ambivalenter zu beurteilen ist hingegen der redaktionelle Entschluss, fast ausschließlich das verwendete Quellenmaterial in Anmerkungen auszuweisen, auf Nachweise aus der Forschungsliteratur hingegen weitgehend zu ver-

zichten. Zum einen werden so neue Erkenntnisse hervorgehoben, zum anderen bleibt aber die breitere Kontextualisierung im Hintergrund. Durch die unterschiedlichen Autorschaften erklärt, aber dennoch kritisch beurteilt werden kann auch die Unausgewogenheit der Kapitelumfänge: So werden etwa pädagogische Bedeutung und Pfitzner zuteil gewordene Ehrungen zwar in eigenen Abschnitten exponiert, aber nur ganz kurz behandelt; der Abschnitt zur pädagogischen Bedeutung ist de facto wenig mehr als eine Auflistung der von Pfitzner betreuten Dissertationen. Auch seine Rolle im Stadtrat von Prag während des im weiteren Zusammenhang doch signifikanten Umbruchs in den Monaten Mai 1938 bis März 1939 wird nur kurz dargestellt. Zur engen Literaturlauswahl sei als konkretes Beispiel kritisch angemerkt, dass die Monographie von Walter Leitsch und Manfred Stoy zur Geschichte des Seminars für Osteuropäische Geschichte der Universität Wien in den Jahren 1907–1948 im Literaturverzeichnis

fehlt. Konnte Pfitzner zwar in Wien als Hans Uebersbergers Nachfolger nicht Fuß fassen, so wären seine Wiener Vernetzungen (vor allem und gerade zu Hans Hirsch) hier doch grundlegend erfasst und ausgewiesen gewesen. Erstaunlich ist angesichts von Pfitzners politischer Rolle der Umstand, dass Reinhard Heydrich in der gesamten Arbeit nur marginal vorkommt; Pfitzners Verhältnis zur jüdischen Bevölkerung wird explizit nur ganz kurz im Zusammenhang mit seiner Volkstumspolitik behandelt.

Abschließend kann jedoch gesagt werden, dass trotz der genannten Einwände mit dieser Arbeit ein (weiterer) klarer Beleg dafür vorgelegt wurde, wie wenig die akademische Historiographie gerade bei Prozessen der Radikalisierung aus der politischen Verantwortung zu nehmen ist – einiges dazu ist schon getan, viel bleibt noch zu tun.

Christoph Augustynowicz, Wien

RADU HARALD DINU: Faschismus, Religion und Gewalt in Südosteuropa. Die Legion Erzengel Michael und die Ustaša im historischen Vergleich. Wiesbaden: Harrassowitz, 2013. 283 S., 21 Abb. = *Balkanologische Veröffentlichungen*, 59. ISBN: 978-3-447-10002-1.

Die Hauptwerke der Faschismusforschung konzentrieren sich, gegenteiligen Mahnungen zum Trotz (Robert Paxton), immer noch auf Deutschland, Italien, Spanien und Frankreich. Kleinere, nicht erfolgreiche faschistische oder nationalsozialistische Bewegungen wie Lapua in Finnland oder die NSB in den Niederlanden werden dabei als Nebenerscheinungen lediglich cursorisch erwähnt. Besonders die großen faschistischen Bewegungen Osteuropas, die Ustaša in Kroatien und die Eiserne Garde in Rumänien, verdienen aber mehr Aufmerksamkeit in der allgemeinen Faschismusforschung. Die Erfurter Dissertation von Radu Harald Dinu greift somit gleich zwei Desiderata auf. Zum Einen befasst er sich anhand der neuesten Literatur mit diesen beiden Bewegungen und zum Zweiten stellt er einen Vergleich zwischen

den beiden an. Damit befindet sich seine Studie zwischen den Übersichtswerken zum europäischen Faschismus, die alle einschlägigen Bewegungen erörtern, und den vielen Studien zu einzelnen Bewegungen, die einen nationalen Sonderfall betrachten. Dinu folgt in seiner Arbeit der Phaseneinteilung von Paxton: Frühfaschismus, Bewegungsphase und Regimephase. Nach den drei chronologisch aufeinanderfolgenden Kapiteln zu faschistischer Gewalt in Rumänien und Kroatien steht das fünfte Kapitel zu Religion und Faschismus etwas verloren da, auch wenn Religion gewiss neben Gewaltkulturen ein großes Thema in der Faschismusforschung ist.

Bei der Darstellung des Aufstiegs Corneliu Zelea Codreanu und seiner Anhänger seit den frühen 1920er Jahren im 2. Kapitel betont Dinu, dass der rumänische Faschismus keine Nachahmung Mussolinis war und dass gerade der Antisemitismus im rumänischen Nationalismus entscheidend war für die Massenmobilisierung durch die Legion. Unklar bleibt in der Argumentation, ob die etablierten Parteien und die staatlichen Instanzen eher unfähig waren, gegen die Faschisten vorzugehen, oder vom

gleichen Gedankengut infiziert waren. Eine neue Perspektive eröffnet Dinu diesbezüglich erst, wenn er die übliche Unterscheidung zwischen den intellektuellen Antisemiten der ersten Generation (A. C. Cuza) und den gewaltbereiten Jüngeren (Corneliu Zelea Codreanu) fast nebenbei in Frage stellt, diesen Gegensatz im nächsten Kapitel jedoch rehabilitiert (S. 68–69). Die vorgeordnete Frage, inwieweit jede der beiden Bewegungen in den 1920er Jahren überhaupt einen Massenanhang anstrebte und ob Gewalt und Terrorismus (im Falle der Legion) nicht vor allem einen „Plan B“ darstellten, als der sicher geglaubte große (Wahl)-Erfolg ausblieb, wird nicht gestellt. Insgesamt erweist sich der Vergleich in diesem ersten Kapitel als noch nicht sehr fruchtbar. Auf der einen Seite gab es die Ideen und teilweise die Gewaltaktionen frühfaschistischer Gruppen in Rumänien und andererseits den von der Kroatischen Bauernpartei dominierten Widerstand gegen den Belgrader Zentralismus sowie marginale frühfaschistische Exilgruppen ohne viel intellektuelle Reflexion. Die Feststellung, dass der Erfolg des Faschismus nicht von sozialer Deprivation prädestiniert war, sondern dass die ideologische Utopie zusammen mit dem (gewalttätigen) Aktionismus entscheidend war, gehört seit Roger Griffin zum „neuen Konsens“.

Im 3. Kapitel zu den Massenbewegungen wird die intellektuelle Gewaltverherrlichung bei z.B. Nae Ionescu ausführlich skizziert. Sicherlich war dies in jener Zeit keine typisch rumänische Vorliebe. Die Organisation einer solchen Gewaltanwendung (und die hier selten genannte Gegengewalt des Staatsapparats) stehen auf einem anderen Blatt. Dinu betont zurecht die Militarisierung der Gesellschaft und die weitestverbreitete Gewaltkultur in beiden Staaten – dies aber als typisch für die Konstellation des frühen 20. Jahrhunderts, nicht als ‚ewige‘ balkanische Tradition. Am ehesten würde man Übereinstimmungen zwischen Zagreb und Bukarest in der Regimephase (Kap. 4) erwarten: Im Legionärsstaat und in der NDH waren beide Bewegungen endlich in der Position, ihre Vorstellungen auszuleben. Aber auch hier muss der Autor feststellen: „Die Bilanz der im NDH und Rumänien verübten Massengewalt wäh-

rend der Regimephase des Faschismus fällt in quantitativer Hinsicht höchst disparat aus, was vor allem durch die unterschiedlichen Herrschaftskonfigurationen in beiden Ländern bedingt wurde.“ (S. 201) Bei den Gemeinsamkeiten in der Regimephase schlussfolgert Dinu, dass diese nicht typisch faschistisch waren, sondern eher Gewalt von unten betrafen, die von der fehlende Staatsaufsicht über die Gesellschaft in Kriegszeiten ermöglicht wurde und somit typisch für alle Zeiten und Weltregionen ist. Während in den ersten beiden Kapiteln (auch durch das fehlende Archivmaterial zur Ustaša geschuldet) die Teilkapitel zu Rumänien etwas länger sind, ist im 4. Kapitel die Darstellung zu Kroatien wesentlich umfangreicher.

Am Ende bleibt die Frage, warum die Ergebnisse des Zweiländervergleichs bei allem Respekt vor der gründlichen Forschungsarbeit und klaren Argumentation des Autors etwas enttäuschen. Das Hauptproblem ist m. E., dass „Gewalt“ als zentraler Begriff der Studie nicht näher differenziert wird. Geplante Mordanschläge auf hohe Politiker und Funktionsträger, Sabotagehandlungen, Tyrannenmord, Judenhetze von Studenten und Straßenschlachten mit Polizei, Nationalgarde oder rivalisierenden Parteien werden letztendlich alle als „Gewalt“ bezeichnet. Auch die Gegengewalt durch den Staat gegen die Faschisten tritt wenig in Erscheinung. Was Ustaša und die Legion verbindet, ist, dass sie die beiden mitgliederstärksten und einflussreichsten Bewegungen Osteuropas waren. Ansonsten war aber die Konstellation grundverschieden: Die Ustaša war von Anfang an eine Exilbewegung (S. 102), während die Legion als einheimische Massenbewegung ausgelegt war und erst nach der Regimephase ein Exil kannte. Der „constitutive other“ der Ustaša war die serbische Fremdherrschaft, der Konkurrent die Bauernpartei von Radić und Maček. Für die Legion waren das Regime der Hohenzollern mit den Parteien der Macht (PNL und PNT) der „constitutive other“ im Inland (S. 130–131). Einen Konkurrenten als Mobilisierungsbewegung gab es im Grunde nicht. So fördert der Zweiländervergleich eher Unterschiede als Parallelen zutage.

Wim van Meurs, Kleve

HILDRUN GLASS: Deutschland und die Verfolgung der Juden im rumänischen Machtbereich 1940–1944. München: Oldenbourg, 2014. VIII, 303 S. = Südosteuropäische Arbeiten, 152. ISBN: 978-3-486-72293-2.

Hildrun Glass ist Mitglied der Internationalen Kommission zur Erforschung des Holocaust in Rumänien gewesen und hat in deren Rahmen mit dem ausgewiesenen israelischen Experten Jean Ancel das Kapitel des Abschlussberichts dieser Kommission zu den deutsch-rumänischen Beziehungen bearbeitet. Hierdurch wird klar, dass die Autorin schon vor langer Zeit tief in die Materie ihrer Studie eingedrungen ist. Eine Leserin oder ein Leser kann daher einen fundierten Einblick in die deutsch-rumänischen Auseinandersetzungen und in die Kooperation bei der Verfolgung und massenhaften Ermordung der Juden im rumänischen Machtbereich erwarten. Und man wird nicht enttäuscht!

Zentrale Punkte der vorliegenden Studie sind die deutschen Bemühungen um die Einbeziehung der rumänischen Juden in den Massenmord, die rumänischen Planungen hinsichtlich der Juden im eigenen Machtbereich sowie die Interaktionen zwischen den beiden Achsenmächten. Seit längerem ist bekannt, dass hier mehr oder weniger von drei Phasen gesprochen werden kann: Entsprechend gliedert Hildrun Glass ihre Arbeit nach einer knapp gehaltenen informativen Einleitung in drei Abschnitte, nämlich über die erste Phase der weitgehenden Kongruenz der deutschen und rumänischen antijüdischen Planungen in den Jahren 1940/41, die zweite Phase mit den zu Tage tretenden Divergenzen im Jahr 1942 und die des offenen Dissenses 1943/44. Besonders deutlich wird durch diese Studie, dass die unterschiedliche Einschätzung der militärischen Lage bzw. die daraus gezogenen unterschiedlichen Schlüsse eindeutig für den Dissens verantwortlich sind. Insbesondere der zweite ‚starke Mann‘ in Rumänien Mihai Antonescu ging ab Herbst 1942 davon aus, dass die Achse den Krieg gegen die Sowjetunion nicht mehr gewinnen könne, und entschied sich daher dafür, die Politik gegenüber den Juden zu

ändern. Statt auf Massenmord (wie noch im Jahr 1941) setzte er nunmehr erneut auf Auswanderung, die jedoch von den Deutschen seit Oktober 1941 grundsätzlich abgelehnt wurde. Rumänien ist ein gewichtiges Beispiel dafür, dass bei der Erforschung der Shoah die militärische Lage und die Einschätzung derselben durch die Beteiligten stärker als bisher berücksichtigt werden müssen. Zudem ist erkennbar, dass die deutsche Vernichtungsmaschinerie dann nicht voll zum Zuge kam, wenn ideologische Fixierungen einer flexiblen Handhabung im Wege standen. Hildrun Glass kann aufzeigen, dass die rumänische Staatsführung bereit gewesen wäre, weitere Juden aus Rumänien nach Transnistrien zu deportieren, wenn die zuvor dorthin verschleppten Juden in die deutsch besetzten Teile der Sowjetunion hätten abgeschoben werden können. Dies unterblieb schließlich, denn die deutschen Planungen sahen 1942 einen Transport in die Vernichtungslager im deutsch besetzten Polen vor, aber keinen Massenmord im Reichskommissariat Ukraine, und so weigerten sich die deutschen Stellen, die rumänischen Juden „zu übernehmen“.

Die in der Studie vorgenommene Dreigliederung ist keine innovative Herangehensweise, aber „State of the art“. Die Stärke der Arbeit liegt vielmehr in der intensiven und feingliedrigten Auswertung und Deutung der überlieferten Quellen. Dabei stützt sich die Autorin vor allem auf deutsche und rumänische Quellen, und hier wiederum vor allem auf solche, die heutzutage vielfach als Täterquellen bezeichnet werden. Selbstverständlich werden etwa auch Memoiren der Beteiligten und Justizakten aus der Nachkriegszeit herangezogen. Da es Hildrun Glass um die Einflussnahme Deutschlands und um die antijüdische Politik Rumäniens geht, fehlen Quellen aus jüdischer Sicht, so genannte Opferquellen, weitgehend. Entsprechend erscheinen jüdische Akteure der Jahre 1940 bis 1944 eher als Reagierende denn als selbstständig Agierende. Dies ist dem Zugschnitt der Studie geschuldet und zumindest in den Augen des Rezensenten eine Schwäche. Die eigentliche Stärke der sehr detaillierten Schilderung der Bemühungen beider Seite im

Feld der antijüdischen Verfolgung und des Massenmordes, der Ermittlung der Verantwortlichkeiten sowie der Aufdeckung der Intentionen der handelnden Rumänen und Deutschen ist gleichzeitig auch ein weiterer Schwachpunkt. Dadurch, dass in denselben Quellen verschiedene Aspekte auftauchen, in unterschiedlichen Zusammenhängen dieselben Aussagen herangezogen werden (müssen), kommt es nicht nur zu einer schwer zu bewältigenden Fülle an Informationen, sondern auch zu Redundanzen. Trotz dieses Befundes muss – in gewisser Weise überraschend – festgehalten werden, dass die Arbeit sehr gut zu lesen und sprachlich gelungen ist.

Da Hildrun Glass auch Verantwortlichkeiten untersucht, kann sie belegen, dass es 1941 eigenständige rumänische Planungen zur ethnischen Säuberung einschließlich des Massenmordes an den Juden gegeben hat, die zum Teil und mit größter Gewalt umgesetzt wurden, wenn auch regional begrenzt auf Bessarabien, die Bukowina sowie auf Teile des Moldaugebietes und somit nicht in ganz Rumänien wirksam waren. Bei einem anderen Kriegsverlauf und einer flexibleren deutschen Haltung zu den Abschiebungen von Juden aus Transnistrien wären sehr wahrscheinlich auch die Juden aus dem rumänischen Teil des Banat und dem nach August 1940 bei Rumänien verbliebenen Teil Siebenbürgens in den Massenmord einbezogen worden, also weitere Gebiete, die erst nach dem Ersten Weltkrieg zu Rumänien kamen. Dies verdeutlicht erneut die

unterschiedliche Wahrnehmung der Juden durch die rumänische Staatsführung, abhängig von der Dauer ihrer Zugehörigkeit zu Rumänien.

Des Weiteren werden wiederholt die Verbindungen der antijüdischen Politik Rumäniens zu derjenigen anderer mit dem Deutschen Reich verbündeter Staaten aufgezeigt. Zum Beispiel präsentierte der „Judenberater“ Gustav Richter in Bukarest Vorschläge zur Behandlung der Juden vor, die bereits der „Judenberater“ Dieter Wisliceny in der Slowakei vorgelegt hatte. Vielfach verwies Mihai Antonescu auf antijüdische Maßnahmen in Nachbarstaaten, also vor allem Ungarn und Bulgarien, aber auch auf andere Verbündete des Deutschen Reiches wie Italien, um die eigene Politik gegenüber den Deutschen zu erläutern. Daneben verhinderte etwa Bulgarien auf deutschen Druck hin die Auswanderung von rumänischen Juden über sein Territorium. Derartige Verbindungen werden jedoch nicht eigenständig thematisiert, sodass hier eine Lücke bleibt.

Die hohe Qualität der Studie von Hildrun Glass wird auch daran erkennbar, dass sie (anders als viele andere Arbeiten) ein Sachregister enthält. Zwei Karten zu Transnistrien runden den Band ab, der denjenigen empfohlen werden kann, die sich mit der Judenverfolgung in Rumänien aus dem Blickwinkel der Entscheidungswege und Verantwortlichkeiten beschäftigen. Sie erhalten eine grundlegende und sehr genau argumentierende Arbeit.

Jens Hoppe, Frankfurt am Main

LOU BOHLEN: Politik der Erinnerung. Die umstrittene Erinnerungskultur russischsprachiger Migranten in Israel 1989–2000. Göttingen: Wallstein, 2014. 366 S. ISBN: 978-3-8353-1291-3.

Sie trägt pinke Trainingshosen, ein viel zu kurzes T-Shirt, ihr Bauch ist gepierct, und mit einem eindrucksvollen Tattoo hat sie ihre Aufmachung abgerundet. Sie schlurft gelangweilt durch die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem und gibt sich ihrem Handy hin. Offenbar ein Kind russischsprachiger Einwanderer, so

mutmaßt Bohlen.

Mithilfe dieses feuilletonistischen Einstiegs führt Lou Bohlen den Leser zielsicher zum Thema ihrer Promotionsschrift: den Unterschied von Geschichts- und Erinnerungskulturen bestimmter Bevölkerungsgruppen Israels, mit dem Bohlen die akademische Erklärung für ihre Mutmaßung bezüglich der Herkunft des unbeeindruckten israelischen Teenagers liefert. In ihrer knappen Einleitung benennt Bohlen die Analyse der Interaktion zwischen den beiden auf sehr unterschiedliche Weise hochgradig normativ aufgeladenen Erinnerungs- und

Geschichtskulturen, der (post-)sowjetischen und der israelischen, als grundlegendes Interesse ihrer Studie. Betreuer dieser Promotion waren Lucian Hölscher und Moshe Zuckermann. Bohlen hat ihre Arbeit als Beitrag zur Migrationsforschung angelegt. Anders als die bereits zahlreich existierenden, soziologisch orientierten Schriften zur Migration sowjetischer und postsowjetischer Juden, leistet Bohlen diesen Beitrag in Form einer qualitativen Studie, die versucht, die Erinnerungskultur der jüngsten großen russischsprachigen Migrationswelle nach Israel zu beschreiben.

Betitelt hat Bohlen das Resultat ihrer ausgiebigen Presselektüre mit „Die umstrittene Erinnerungskultur der russischsprachigen Migranten in Israel 1989 bis 2000“. Allerdings eher beiläufig präsentiert sie eine Antwort auf die Frage: bei wem umstritten und warum? Denn Bohlen's Untersuchung ist im Gegenteil auf jene fokussiert, die diese streitbare Erinnerungskultur forcieren. Bohlen schaut auf diejenigen, die eine Erweiterung, wenn nicht gar eine Neugewichtung, von „Erinnerung“ in Israel einfordern, indem sie sich einem ausschließlichen und beinahe sakralisierten Holocaustgedenken verweigern. Bohlen thematisiert damit auch jene, die sich entgegen dem zionistischen Diktum (es kann kein jüdisches Leben in der Diaspora geben) erlauben, ‚ihren‘ Diaspora-Begriff mit positiv nostalgischen Rückbezügen auf das verlassene Heimatland zu besetzen.

Im Zentrum ihrer Analyse stehen eben jene mehr als eine Million russischsprachiger Einwanderer, die seit der Entstehung der äußerst unruhigen und unsicheren Verhältnisse in den Republiken der ehemaligen Sowjetunion seit dem Ende der 1980er Jahre zunehmend die Erfahrung von sozialer Exklusion und existenzieller Bedrohung machten. Erfahrungen, welche die Juden der Sowjetunion und späteren GUS auf der Grundlage des Rückkehrgesetzes schließlich zur Einwanderung nach Israel bewegten.

Stellvertretend für viele fragt in einem Leserbrief einer russischsprachigen Zeitung einer von jenen Einwanderern in Israel schließlich offenbar orientierungslos: „Wer sind wir, die

wir nach Israel gekommen sind, wohin sind wir gekommen und wohin wollten wir?“

Bohlen hat sich mit „Selbst- und Fremdbildern osteuropäischer Juden im Spiegel jüdischer Zeitschriften seit 1900“ bereits im Rahmen ihrer Magisterarbeit beschäftigt. Dem Ansatz der Annäherung an (Fremd- und) Selbstzuschreibungen über die Auswertung von Presserzeugnissen bleibt Bohlen treu. Ergänzt allerdings hat sie das Material der Artikel und Leserbriefe der in Israel erscheinenden russischsprachigen Tageszeitungen *Novosti Nedeli* (zitiert wird aus den Jahrgängen von 1990 bis 2000) und *Vesti* (1992–2000) diesmal durch dreiunddreißig Interviews, die sie in den Jahren 2004 und 2005 mit russischsprachigen Migranten in Israel geführt hat.

Auch den Umgang mit den Begriffen Heimat und Diaspora innerhalb der russischsprachigen Einwanderergemeinde hat Bohlen schon zu einem früheren Zeitpunkt in dem Magazin *Medaon* (7/2010) beleuchtet. Dabei hatte sie bereits deutlich machen können, dass ein positiver Rückbezug auf die Diaspora innerhalb der Gemeinschaft der israelischen Juden, die aus der SU/GUS zuwanderten, durchaus nicht unüblich ist.

Das bedeutet auch: Während in Israel die Shoah und die Opfererfahrung erinnert wird, war es in der Sowjetunion üblich, des Sieges der „heldenhaften sowjetischen Armee über den menschenverachtenden Krieg des Hitlerfaschismus“ zu gedenken. Ein dezidiert jüdisches Gedenken an die dezidiert antisemitisch motivierten Morde der Nationalsozialisten war in der Sowjetunion hingegen nicht vorgesehen. Beispielhaft nennt Bohlen hier die Massenerschießung in Babij Jar im September 1941. Ein Großteil der 150.000 Ermordeten waren Juden. Wegen des Erinnerungstabus wird das Wort Jude auf der Gedenktafel aber nicht einmal erwähnt. Eine auf die Shoah fokussierte Erinnerung bzw. eine grundlegende Aufarbeitung der persönlichen und familiären Erfahrungen wurde den Juden aus der Sowjetunion folglich erst in Israel möglich. Trotz der Migration in einen anderen Erinnerungsraum sind die Erinnerungen an den „Großen Vaterländischen Krieg“ innerhalb der russischsprachigen Einwanderer-

gemeinschaft in Israel aber nach wie vor sehr präsent, so Bohlen.

Die Autorin deckt mithilfe zahlreicher Belege anschaulich dieses Nebeneinander zweier konkurrierender Erinnerungen und Diskurse in Israel auf. Dabei steht auf der einen Seite die aus der Sowjetunion ‚importierte‘ Erinnerung an Siege, Mut, Wehrhaftigkeit, Kampf, Helden und an hoch dekorierte Veteranen, verbunden mit der Überzeugung, die israelische Aufnahmegesellschaft sei letztlich allein der Rettung der Juden durch die Rotarmisten aus den KZs zu verdanken. Dem steht in Israel eine Erinnerung an die jüdischen Opfer der Shoah gegenüber mit nur sehr zaghaften Gesten der Dankbarkeit für den Kampf und den Sieg des „sowjetischen Volkes“ über den „Faschismus“. Denn der Blick auf die Shoah und der politische Umgang mit ihr gehören in der israelischen Gesellschaft als alles beherrschende Erinnerung unlösbar zum Kernthema der Verhandlung von Identität und Zugehörigkeit, ein Umstand, der für die russischsprachigen Einwanderer vielerlei Identitätskonflikte birgt.

Die Autorin belegt ihre These von der Konflikthaftigkeit des Aufeinandertreffens verschiedener jüdischer Erinnerungen und Identitätskonzepte mit zahlreichen Beispielen aus der russischsprachigen jüdischen Presse und mithilfe von Interviewpassagen. Dabei, und auch durch inhaltliche Überschneidungen, welche sich in mehreren Abschnitten ereignen, kommt es nicht selten zu Redundanzen, über die man aber aufgrund des sehr angenehmen Schreibstils gern hinweg sieht. Bohlens Analyse ist auch für einen nicht-akademischen Leserkreis

verständlich konzipiert und erhält durch die konsequent dialektische Struktur der Kapitelanordnung den Spannungsbogen bis zum Ende aufrecht.

Für ihre Interviews hat sich Bohlen Probanden aus einem weiten Feld vom Greisenalter bis zum Geburtsjahrgang 1980 ausgewählt. Interessant wäre zu erfahren gewesen, wie und ob heute auch die Kinder jener Einwanderer, die in Israel geboren worden, das von Bohlen untersuchte Aufeinandertreffen der verschiedenen Erinnerungsnarrative erleben, nicht zuletzt wo Bohlen eine israelische Halbwüchsige mit russischsprachigem Hintergrund als den Aufhänger ihrer Einleitung gewählt hat.

Fazit: Bohlens These vom Erinnerungs- und Identitätenclash innerhalb einer Integrations- und Einwanderergesellschaft ist sicherlich wenig bahnbrechend. Mit ihrer Frage nach der Erinnerung und Identität von russischsprachigen Einwanderern erweitert Bohlen aber das rege bestellte Forschungsfeld von Erinnerung, Identität und politischer Funktionalisierung in Israel um den besonders interessanten Aspekt des postsowjetischen Heldengedenkens inklusive des Retter- und Befreiernarrativs gegenüber dem Opferkonzept des israelischen Gedenkens. Bohlen verweist mit ihrer Forschung einmal mehr auf einen neuralgischen Punkt innerhalb der israelischen Gesellschaft, nämlich die hierarchisierte Identität und Erinnerung und die Bedeutung der Shoah für die israelische Gesellschaft, über die Doron Kiesel bereits 1990 schrieb. Sehr lesenswert!

Kristin Vardi, Leipzig

IGNAZ LOZO: Der Putsch gegen Gorbatschow und das Ende der Sowjetunion. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2014. 501 S., 33 Abb., 14 Dok. ISBN: 978-3-412-22230-7.

Der August-Putsch gegen Michail Gorbatschow im Jahr 1991 gehört zweifelsohne zu den Ereignissen der Zeitgeschichte, bei denen man den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sieht. Das liegt nicht nur an der Dramatik des Geschehenen, sondern auch an der Vielzahl der

subjektiven und konträren Darstellungen der Zeitzeugen sowie an Verschwörungstheorien, die sich vor allem um die angebliche Komplizenschaft Gorbatschows ranken und sogar Eingang in einige Geschichtslehrbücher Russlands gefunden haben. Hinzu kommt die Neubewertung des Putsches bzw. seine Rehabilitierung im postsowjetischen Russland mit der daraus resultierenden politischen Metamorphose der Zeitzeugen. Wie aus ehemaligen Gegnern Verbündete und aus Verbrechern Helden werden,

zeigt etwa der Fall von Aleksandr Ruckoj. Als russischer Vizepräsident im August 1991 organisierte er noch auf Jelzins Seite den Widerstand gegen die Putschisten, 20 Jahre später verteidigte er ebendiese als „Patrioten“. Angesichts solcher Ungereimtheiten dürfte es also wenig verwundern, dass fast 25 Jahre nach dem Putsch noch keine umfassende wissenschaftliche Aufarbeitung vorliegt. Dieser Mangel wird nun vom Fernsehjournalisten und Osteuropahistoriker Ignaz Lozo behoben. Auf Basis seiner Doktorarbeit hat er auf 400 Seiten souverän und wissenschaftlich überzeugend ein ganzes Knäuel an Legenden, persönlichen Schuldzuweisungen und Mutmaßungen entfilzt. Gestützt auf eine Kombination von Quellen, eine rund eintausend Seiten starke staatsanwaltliche Anklageschrift, Erinnerungsliteratur und persönliche Gespräche mit den Zeitzeugen, liefert er in acht Kapiteln eine schlüssige Geschichte der Putsch-Tage und seiner politischen Folgen. Als ehemaliger ZDF-Reporter in Moskau erweist Lozo sich als exzellenter Kenner der Materie: Die Hintergründe und Motive für den Putsch (Kap. 4), Gorbachevs Rolle (Kap. 5), die Entscheidungsabläufe des Putsches und die Gründe für sein Scheitern (Kap. 6) rekonstruiert er zu einem Gesamtbild, das mit den verbreiteten Mythen aufräumt und den Forschungsstand auf den neuesten Stand bringt.

Wenngleich im Titel des Buches *Der Putsch gegen Gorbatschow* steht, lehrt sein Inhalt, dass der Putsch sich in erster Linie gegen den Führer der Sowjetrepublik Russland, Boris Jelzin, richtete. Natürlich war es Gorbachev, der die Reformen einführte und ihre systemsprenge Vertiefung zuließ – aus Sicht orthodoxer Kräfte ein Verrat an der Sowjetunion und deren leninistisch-marxistischen Prinzipien. Doch längst befand sich der einstige Reformers in der Defensive, seit 1990 zunehmend versuchend, eine Mittlerrolle zwischen den demokratischen Kräften und Systembewahrern einzunehmen. Sein Herausforderer Jelzin gewann hingegen um so mehr an Macht, je stärker er die sowjetische Führung mit ihren Strukturen bekämpfte und die Zerschlagung der KPdSU betrieb. Es war ja auch kein Zufall,

dass der Putsch im Wesentlichen von der Spitze des KGB (Vladimir Krjučkov), des Parteiapparates der KPdSU (Oleg Šenin) sowie der Rüstungsindustrie (Oleg Baklanov) getragen wurde, ging es doch vordergründig um Systemrettung und den Erhalt der eigenen Machtposition mit materiellen Privilegien in den zentralen sowjetischen Strukturen. Die in historischen Darstellungen weit verbreitete Behauptung, ein vom KGB abgehörtes Gespräch über die künftigen personellen Besetzungen in der neuen Union zwischen Gorbachev, Jelzin und dem kasachischen Präsidenten Nursultan Nazarbaev in Novo-Ogarevo sei der Auslöser für den Putsch gewesen, weist Lozo dennoch als falsch und auf Hörensagen basierend zurück. Bei der Schilderung der Hintergründe und Motive für den Putsch räumt er auch mit der ebenso verbreiteten Behauptung der Putschisten auf, diese seien über die Verhandlungen in Novo-Ogarevo nicht ausreichend informiert und von der letzten Fassung des neuen Unionsvertrages geschockt gewesen. Die Putschisten haben den Inhalt des Vertragstextes nicht nur gekannt, so Lozo, sondern zum Teil sogar an seiner Ausarbeitung mitgewirkt. Für das Handeln auslösend sei vielmehr die TV-Ansprache von Gorbachev am 2. August gewesen, in welcher er die Vorverlegung der Unterzeichnung des Vertrages auf den 20. August und somit eine gewisse Unumkehrbarkeit des „juristischen Endes“ der Sowjetunion ankündigte. Bereits am 5. August begannen dann auch die ersten Vorbereitungen für den Putsch, initiiert von Krjučkov, Baklanov und Šenin, während andere Putschisten bzw. deren Unterstützer nach und nach und teilweise widerwillig in das Vorhaben hineingezogen wurden. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang die von Lozo thematisierte einschüchternde Rolle des KGB und die tiefe Geheimdienstkultur, die er für das Zustandekommen des Putsches mitverantwortlich macht und derentwegen er zur differenzierteren Beurteilung der daran Beteiligten auffordert. Dementsprechend wird etwa die Rolle von Luk'janov, damals Vorsitzender des Obersten Sowjets, korrigiert. Von Jelzin fälschlicherweise als „Chefideologe“ des Putsches bezeichnet, nahm er in Wirklichkeit an

seinen Vorbereitungen gar nicht teil.

Das Kalkül der Systembewahrer bestand zunächst darin, Gorbachev selbst dazu zu bringen, den Ausnahmezustand zu verhängen und die demokratischen Kräfte auszuschalten. Es war sein Verdienst, den Putschisten eine Absage zu erteilen und sie damit in die Breddouille zu bringen. Wenngleich der Autor zahlreiche Behauptungen über die Komplizenschaft Gorbachevs als erwiesenermaßen absurd bezeichnet, sieht er ihn doch in politischer Mitverantwortung für das Geschehene. Denn er habe die Systembewahrer durch Konzessionen sowie durch personellen Entscheidungen an der Jahreswende 1990/1991 gestärkt und die konservativen Kräfte zum Verhängen des Ausnahmezustandes geradezu provoziert, indem er selbst die Möglichkeit eines Ausnahmezustandes im Frühjahr 1991 erörterte und die Verhängung als politische Option nicht ausschloss.

Nicht weniger sachlich setzt sich Lozo mit Jelzins Rolle während der Putsch-Tage auseinander. Ihm unterstellt er eine offensichtliche Übertreibung und Dramatisierung der Lage. Statt einer angeblich lebensgefährlichen Konfrontation zwischen dem GKČP (Staatskomitee für Ausnahmezustand) und Jelzin bestand zwischen beiden Lager eine Art Band der „Familiarität“: Die Akteure kannten sich persönlich sehr gut und es gab eine Reihe von Kontakten, wobei die Tür für Verhandlungen mit Jelzin immer offen blieb. Schließlich setzten die Putschisten ursprünglich auf Verhandlungen mit ihm — seine Kommunikationsverbindungen wurden daher nicht abgeschaltet. Darüber hinaus gingen sie davon aus, dass Jelzin auf Grund seiner Gegnerschaft zu Gorbachev das Vorgehen des Komitees billigen bzw. dulden würde. Man wundert sich nur, wie naiv diese Vorstellung war, hätte doch Jelzin damit sein eigenes machtpolitisches Todesurteil unterschrieben. Als Legende erweist sich auch die weit verbreitete und im historischen Diskurs stets reproduzierte Vorstellung, es habe einen Befehl gegeben, das Weiße Haus zu stürmen, und nur die Befehlsverweigerung des Militärs sowie der Mut des russischen Präsidenten samt seiner Entourage hätten das

Schlimmste verhindert. In der Tat gab es zwar Gespräche und Vorbereitungen zum Armeeeinsatz, doch kein konkretes strategisches Ziel, keine Anweisungen und gar keine Einigkeit des Komitees für eine harte Linie. Es gab also keinen Angriff auf das Weiße Haus, sehr wohl aber nächtliche Patrouillenfahrten der Armeepanzer, die am Abend des 20. August eine Atmosphäre der Bedrohung schufen und den Tod von drei Demonstranten zur Folge hatten. Die Demonstrationen der Moskauer und Leningrader sowie die drei Opfer haben jedoch zweifelsohne dazu beigetragen, dass der Befehl zum Einsatz nie gegeben wurde und dass der Putsch scheiterte.

Ebenso ergiebig ist das Kapitel über die kaum thematisierten politischen Folgen des Putsches und seine politische Einordnung. Es ist unumstritten, dass der Putsch den Untergang der UdSSR beschleunigte, während ihn Jelzin zum Ausbau der eigenen Macht benutzte. Wenig weiß man hingegen über die anschließenden staatsanwaltlichen Ermittlungen und den Gerichtsprozess gegen die Mitglieder des Komitees, die Lozo zu Recht als politisch bewertet (S. 328). Ebenso willkürlich wie ergebnislos wurden vor dem Hintergrund von Jelzins Rechtsbrüchen als Präsident des postsowjetischen Russlands die Ermittlungen mit der Amnestie vom Februar 1994 eingestellt. Die Verurteilten kehrten ins politische Leben zurück, stiegen sogar beruflich auf und konnten selbstbewusst ihre Sichtweise auf die Ereignisse vertreten. So wird auch der heutige Diskurs nicht von Historikern, sondern von den jeweiligen Akteuren und Zeitzeugen geführt. Wie sehr diese indes von persönlichen machtpolitischen und Rachemotiven angetrieben werden, die zu ständig weitertradierten verzerrten Darstellungen und Legendenbildungen führt, zeigt dieses Buch in aller Deutlichkeit. Es bleibt nur zu hoffen, dass Lozos Werk, das im Herbst 2014 erfreulicherweise auch übersetzt in Russland erschien, zur Versachlichung der Diskussion beiträgt. Zweifelsohne gehört dieses solide und darüber hinaus sehr spannend bzw. flüssig geschriebene Buch ins Bücherregal eines jeden Osteuropahistorikers.

Yuliya von Saal, München

MISCHA GABOWITSCH: *Putin kaputt!? Russlands neue Protestkultur*. Berlin: Suhrkamp, 2013. 441 S., Abb., 1 Kte., Tab. = edition suhrkamp, 2661. ISBN: 978-3-518-12661-5.

„...ein Richter, der ein gesetzwidriges Urteil fällt und mich dadurch beraubt, ist ein Verbrecher. [...] Wenn der Staat mich nicht schützt, dann muss ich mich selbst beschützen.“ (S. 268) Das sind die Worte von Anna Pawlowna Sokolowa, einer Tschernobyl-Veteranin mit Recht auf staatliche Invaliden-Vergünstigungen. Als 2004 bekannt wurde, dass diese von der Regierung abgeschafft werden sollen, gingen Tschernobyl-Veteranen aus Protest auf die Straße. Das lateinische Wort *demonstrare* bedeutet „hinweisen, zeigen“ und ein protestierender Mensch ist jemand, laut Camus, der nein UND ja sagt. Das Nein weist auf das Bestehen einer Grenze gegenüber der Macht hin, die diese Grenze nicht beachtet, und im Protest sagt der Protestierende zugleich ja zu dieser Grenze und stimmt unmittelbar einem Teil eines Selbst zu.

Mit *Putin kaputt!? Russlands neue Protestkultur* hat Mischa Gabowitsch ein 434 Seiten starkes Buch vorgelegt, das einen sehr breiten und zugleich tiefen, wenn nicht dichten Einblick in ein Russland ermöglicht, wie man es von außerhalb nur selten zu sehen bekommt. Sein Bestreben war es, „etwas von der Atmosphäre der ersten Protestmonate einzufangen und Entwicklungen zu beschreiben, die aus der Perspektive des Zeitgenossen wichtig erscheinen ...“ (S. 367) Und das ist ein sehr wertvoller Blick, besonders hinsichtlich einer (bewusst oder unbewusst) verzerrten Medienberichterstattung, die in beiden Medienlandschaften aufzufinden ist. Die Tiefe erreicht Gabowitsch mit exemplarischen Geschichten und Schicksalen von Menschen, die jedes Kapitel einleiten, wie etwa der sechzigjährigen Anna Pawlowna, deren Geschichte das Kapitel *Gewaltfreiheit und Gewaltphantasien* einleitet. Sie befürwortet nämlich öffentlich das Attentat auf eine Richterin: „Ein Mensch, der ein Verbrechen begeht, muss irgendwann seine Verantwortung dafür spüren. Heute bin ich dazu bereit. Wenn niemand mich und meine Rechte schützt, bin ich

selbst zum Kampf gegen die Verbrecher bereit, notfalls mit Gewalt.“ (S. 268)

Die Breite des Einblicks wird unter anderem durch den Bezug zu anderen internationalen Protestbewegungen hergestellt. Zwar bietet Gabowitsch einen gesonderten und momentanen Blick auf eine Gesellschaft, mit ihren Eigenheiten und historischen Umständen, dennoch bildet dieser ein wichtiges Puzzelstück im Gesamtbild der sich auch auf globaler Ebene neu entwickelnden Protestkultur. *Time* hat 2011 den „Protestierenden“ als Person des Jahres gekürt, nachdem zwei Regierungssysteme (Tunesien und Ägypten) mit Protestbewegungen gestürzt worden waren und die sich aufbauende Protestwelle andere in Missständen lebende Personen mit sich zu reißen schien. Das in den letzten Dekaden vergessene Instrument politischer Auseinandersetzung, der Wunsch, wirkungsvoll gegen Regierungen protestieren zu können, die als korrupt und illegitim gelten, schien eine Konjunktur zu erleben. Gabowitschs Frage, inwiefern die zeitliche Nähe zum Arabischen Frühling und den weltweiten Occupy-Protesten ein Zufall war oder inwiefern – und hier bedient er das von ihm selber verneinte Vorurteil, dass Russlands Bürger „apathische Protestmuffel“ (S. 26) sind – „Russland in eine globale Bewegung hineingezogen“ (S. 28) wurde, ist nicht eindeutig zu beantworten.

Als Zwischenbericht aus einer gesellschaftlichen Bewegung und der Forschung darüber gedacht, stützt sich dieses Buch auf umfangreiche Interviews, Foto- und Videoaufzeichnungen sowie Internetdiskussionen und -berichte. Entsprechend vermittelt Gabowitsch tatsächlich die allgemeine Atmosphäre des Protests wie auch die Emotionen der Bürger und beteiligter gesellschaftlicher Gruppierungen, die eng verwoben in einem Geflecht historischer, politischer und sozio-kultureller Gegebenheiten verortet. Dadurch wird ein ausgewogenes mehrdimensionales Gesamtbild erzeugt.

Im ersten Kapitel zur Ausgestaltung der Machtvertikalen und nationalen Einheit thematisiert Gabowitsch inwiefern „Das System Putin“ nicht nur ein politisches, sondern auch ein emotionales Regime ist. (S. 71) Mit dem

zweiten Kapitel *Der Aufstand der Beobachter* richtet er den Blick auf die einheimischen Wahlbeobachter, die eine Schlüsselrolle beim Lostreten des Protests gespielt haben. Er sieht bei ihnen eine „zunehmende Professionalisierung von Akteuren der Selbstorganisation und der kommunalen Selbstverwaltung“ (S. 89). Im dritten Kapitel *Die Struktur des Protests* beschreibt er die „strukturellen Veränderungen gesellschaftlicher Selbstorganisation“ (S. 165), die letztendlich die Zielsetzung und die Methoden beeinflussten, wie eine breite Aufmerksamkeit für das eigene Anliegen erzielt wurde – hier lag das neue an der Protestkultur und es stellt auch die Verbindung zu Camus her. Für diese neue Protestkultur darf die Rolle der modernen Informationstechnik und des Internets nicht unterschätzt werden, die potentiell einen Ansteckungseffekt auslösen, einerseits in der persönlichen Wahrnehmung als Protagonist und andererseits in der Möglichkeit, mit anderen (protestierenden) Personen in Kontakt zu treten. Eine bezeichnende und international wahrgenommene Protestaktion war *Der Fall Pussy Riot*, dem das vierte Kapitel gewidmet ist. Hier wird die (auch historisch verankerte) enge Verbindung von Kunst und Politik, aber auch die Rolle der Kirche thematisiert. Im fünften Kapitel *Gewaltfreiheit und Gewaltphantasien* verhandelt der Autor in gewisser Weise die Ambivalenz der Gewalt und fragt u.a., wie es in einem Land, in dem Gewalt zur Normalität gehört, dazu kommt, dass der politische Protest friedlich bleibt. Inwiefern „der staatliche Gewaltapparat“ zu einem wichtigen politischen Entscheidungsorgan seit Putins Amtsantritt geworden ist und weiterhin eine wichtige Rolle im System Putin spielen wird, erläutert Gabowitsch im siebten Kapitel mithilfe eines ausführlichen Überblicks über die unterschiedlichen staatlichen Organe, inklusive der russischen Armee, der Geheimdienste und der

Polizei. *Die Transnationale Dimension* wird im achten Kapitel behandelt, primär aus der Perspektive der russischsprachigen politisierten Diaspora, die allerdings nur bedingt Einfluss auf die lokalen Ereignisse nimmt und in gewisser Weise die Stärken und Schwächen der Protestbewegung in Russland selbst widerspiegelt. Die *Zwischenbilanz* als letztes Kapitel deutet auf die Unabgeschlossenheit und (hoffentlich) Weiterentwicklung der Protestkultur hin.

Obwohl es immer wieder vereinzelt Protestaktionen in Russland gab, um auf meist lokale Forderungen aufmerksam zu machen, so war die Ankündigung der dritten Amtszeit ein Schlüsselerlebnis für viele. Gabowitsch äußert sich überzeugt, dass die Protestbewegung nicht nur eine momentane Herausforderung für das politische System Putin gewesen sei, sondern vielmehr eine Revolution der Sichtweisen und der Gefühle Menschen, die aus ihrer vermeintlichen Einsamkeit zusammen mit anderen Mitgliedern der Gesellschaft hinaus auf die Straße und zum Handeln getrieben wurden. Die Gefahr dieser neuen Protestbewegung hat Putin erkannt und er greift deswegen gegenwärtig wohl härter durch – z.B. mit dem Gesetz über NGOs (verabschiedet 2012), die sich als „ausländische Agenten“ zu erkennen geben müssen, wenn sie Gelder aus dem Ausland erhalten –, um auf die eine oder andere Weise die (R)Evolution gesellschaftlicher Selbsterkenntnis zu unterbinden. Die langfristigen Auswirkungen der neuen Protestkultur – ob sie nach dem Niedergang in der patriotischen Aufwallung von 2014 jetzt in der Krise eine Wiederbelebung erfährt, ob sie gewaltfrei bleibt, ob sie sich gar institutionalisiert – müssen sich noch zeigen, und Gabowitsch wird sie hoffentlich erfassen und Bilanz ziehen.

Sandra Evans, Tübingen

Außerdem wurden in recensio.net Besprechungen in rein elektronischer Form als jgo.e-reviews 2015, 4 zu folgenden Büchern veröffentlicht:

GÜNTER AGDE, ALEXANDER SCHWARZ: Die rote Traumfabrik. Meschrappom-Film und Prometheus 1921–1936 / Hrsg. von Günter Agde und Alexander Schwarz. (Sandra Evans)

- EVGENIJ V. AKEL'EV: Povsednevnaja žizn' vorovskogo mira Moskvy vo vremena Van'ki Kaina. (George E. Munro)
- STEFAN ALBRECHT, MICHAEL HERDICK: Im Auftrag des Königs. Ein Gesandtenbericht aus dem Land der Krimtataren. Die „Tatariae descriptio“ des Martinus Broniovius (1579) / Hrsg. von Stefan Albrecht und Michael Herdick. (Maike Sach)
- HELMUT ALTRICHTER, WIKTOR ISCHTSCHENKO, HORST MÖLLER: Deutschland – Russland. Stationen gemeinsamer Geschichte – Orte der Erinnerung / Hrsg. von Helmut Altrichter, Wiktor Ischtschenko, Horst Möller und Alexander Tschubarjan. (Andreas Hilger)
- ANNE APPLEBAUM: Der Eiserner Vorhang. Die Unterdrückung Osteuropas 1944–1956 / Aus dem amerikanischen Englisch von Martin Richter. (Hans-Christian Dahmann)
- MITCHELL G. ASH, JAN SURMAN: The Nationalization of Scientific Knowledge in the Habsburg Empire, 1848–1918. / Ed. by Mitchell G. Ash and Jan Surman. (Ruth Leiserowitz)
- MARK BASSIN, CATRIONA KELLY: Soviet and Post-Soviet Identities. / Ed. by Mark Bassin and Catriona Kelly. (Zaur Gasimov)
- AUDRONĖ BLIUIENĖ: Northern Gold. Amber in Lithuania (c. 100 to c. 1200). (Matthias Hardt)
- LAURIE R. COHEN: Smolensk under the Nazis. Everyday Life in Occupied Russia. (Stephan Lehnstaedt)
- MICHAEL DAVID-FOX, PETER HOLQUIST, ALEXANDER M. MARTIN: The Holocaust in the East. Local Perpetrators and Soviet Responses / Ed. by Michael David-Fox, Peter Holquist and Alexander M. Martin. (Stephan Lehnstaedt)
- AGNIESZKA GAŚSIOR, LARS KARL, STEFAN TROEBST: Post-Panslavismus. Slavizität, Slavische Idee und Antislavismus im 20. und 21. Jahrhundert / Hrsg. von Agnieszka Gąsior, Lars Karl und Stefan Troebst. (Michael Moser)
- MICHAEL GEHLER, ROBERT ROLLINGER, SABINE FICK: Imperien und Reiche in der Weltgeschichte. Epochenübergreifende und globalhistorische Vergleiche. / Hrsg. von Michael Gehler und Robert Rollinger und Mitarbeit von Sabine Fick und Simone Pittl. (Stephan Lehnstaedt)
- HANS HENNING HAHN, ROBERT TRABA, MACIEJ GÓRNY: Deutsch-polnische Erinnerungsorte. / Hrsg. von Hans Henning Hahn und Robert Traba, unter Mitarbeit von Maciej Górny und Kornelia Kończal. (Grzegorz Rossoliński-Liebe)
- JAMES HARRIS: The Anatomy of Terror. Political Violence under Stalin / Ed. by James Harris. (Benno Ennker)
- KARL KASER: Household and Family in the Balkans. Two Decades of Historical Family Research at University of Graz / Ed. by Karl Kaser. (Walter Leimgruber)
- MICHAEL H. KOHRS: Die Litauische Nationale Union – Porträt einer (Staats-)Partei. Die Litauische Nationale Union (LTS) und ihre Bedeutung für das autoritäre Regime der Zwischenkriegszeit in Litauen 1924 bis 1940. (Joachim Tauber)
- CHRISTIAN LÜBKE, ILMIRA MIFTAKHOVA, WOLFRAM VON SCHELIHA: Geschichte der Slavia asiatica. Quellenkundliche Probleme / Hrsg. von Christian Lübke, Ilmira Miftakhova und Wolfram von Scheliha. (Johannes Gießauf)
- ANNA MOSKAL: Im Spannungsfeld von Region und Nation. Die Polonisierung der Stadt Posen nach 1918 und 1945. (Hanna Kozłowska-Witt)
- IGOR' V. NARSKIJ: Sluchi v Rossii XIX–XX vekov. Neoficial'naja kommunikacija i „krutyje povoroty“ rossijskoj istorii. Sbornik statej / Pod red. Igorja V. Narskogo i dr. (Peter Kaiser)
- ALEKSANDR N. POPOV: Russkij Berlin. (Alfred Eisfeld)
- ALEKSANDR V. PYŽIKOV: Grani russkogo raskola. Zаметki o našej istorii ot XVII veka do 1917 goda. (Eva Mäder)
- DIERK LUDWIG SCHAAF: Der vertuschte Verrat. Churchill, Stalin und der Tod Sikorskis. (Frank Grelka)
- DESANKA SCHWARA: Kaufleute, Seefahrer und Piraten im Mittelmeerraum der Neuzeit. Entgrenzende Diaspora – verbindende Ima-

- ginationen / Unter Mitarbeit von Luise Müller, Patrick Krebs, Ivo Haag und Marcel Gosteli. (Robert Rebitsch)
- GERHARD SEEWANN, KARL-PETER KRAUSS, NORBERT SPANNENBERGER: Die Ansiedlung der Deutschen in Ungarn. Beiträge zum Neuaufbau des Königreichs nach der Türkenzeit / Hrsg. von Gerhard Seewann, Karl-Peter Krauss und Norbert Spannenberger. (Raoul Zühlke)
- I. O. TJUMENCEV, M. JANICKIJ, N. A. TUPIKOVA: Dnevnik Jana Petra Sapegi (1608–1611). / Sostaviteli: I. O. Tjumencev, M. Janickij, N. A. Tupikova i A. B. Plotnikov. (Aleksej Martynjuk)
- A.E. ZABELIN, V.I. KOROTAEV: Kollaboracionizm v Sovetskom Sojuze 1941–1945. Spravočnik po fondam RGVA / Sostaviteli: A. E. Zabelin, V. I. Korotaev. (Dietrich Beyrau)
- VOLKER ZIMMERMANN, MICHAL PULLMANN: Ordnung und Sicherheit, Devianz und Kriminalität im Staatssozialismus. Tschechoslowakei und DDR 1948/49–1989 / Hrsg. von Volker Zimmermann und Michal Pullmann. (Kathleen Beger)